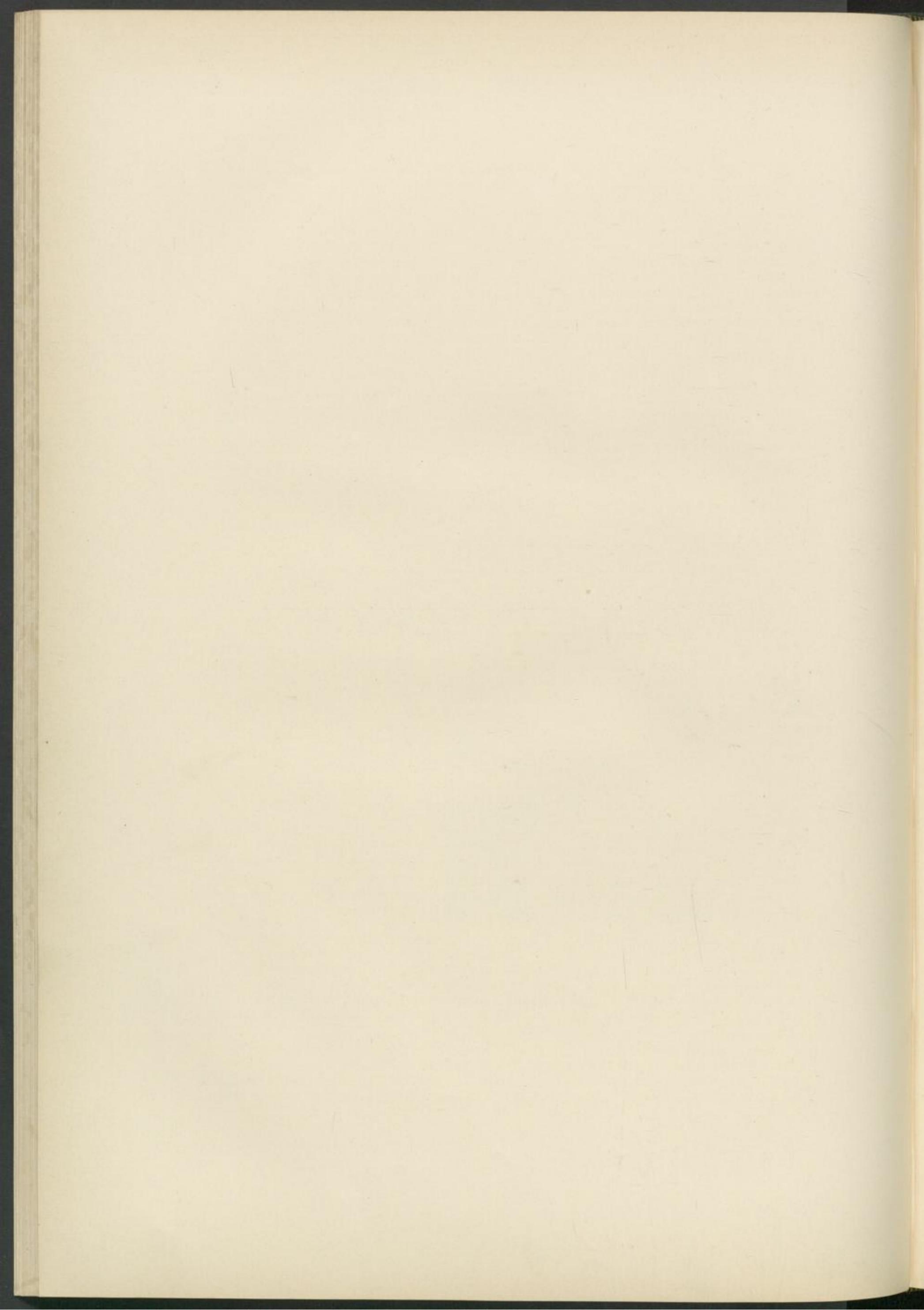


VI.

INSTRUMENTE,  
WAAGEN UND GEWICHTE.

---



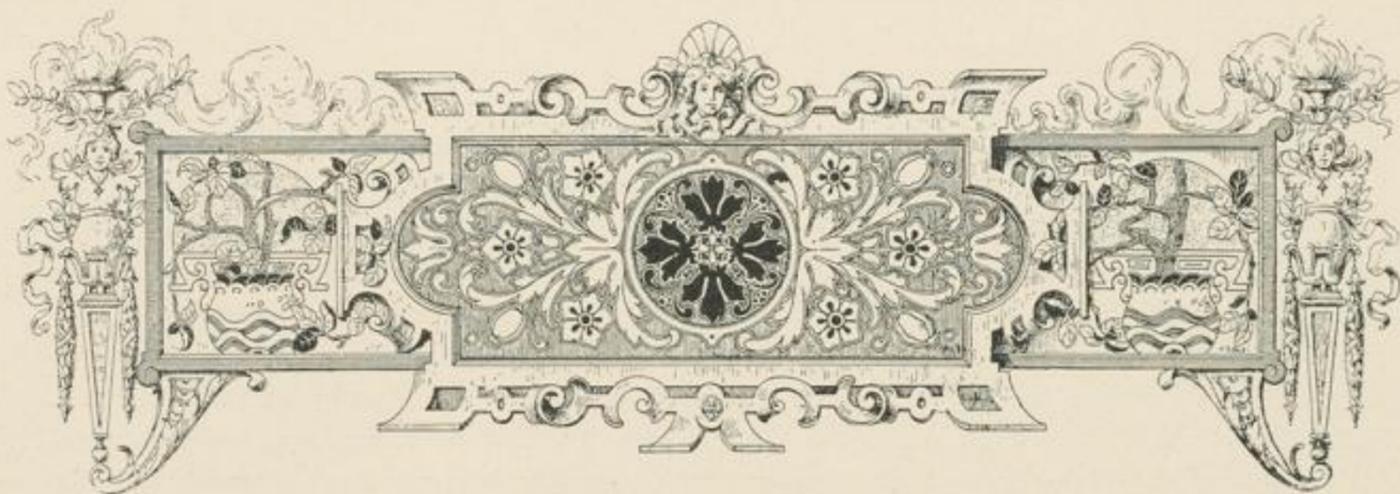
# DAS WIENER CLAVIER.

VON

LUDWIG BÖSENDORFER,

K. K. COMMERCIAL-RATH, ETC.





### DAS WIENER CLAVIER.



Le pianoforte n'est qu'un instrument de chaudronnier en comparaison du clavecin. Mit diesen wenig schmeichelhaften Worten begrüßte Voltaire im Jahre 1774 das Vordringen des Hammerclaviers.

Daniel Schubart schreibt in seiner Aesthetik der Tonkunst (1784): «Clavier jetzt spielt, schlägt, trommelt und dudelt Alles: der Edle, Unedle, der Stümper, Kraftmann; Frau, Mann, Bube, Mädchen; es gehört mit zur guten Erziehung. Doch das Clavichord, dieses einsame, melancholische, unaussprechlich süsse Instrument hat Vorzüge vor dem Fortepiano. Wer nicht poltert, rast und stürmt, wessen Herz sich oft und gern in süssen Empfindungen ergiesst — der geht am Pianoforte vorüber und wählt sich ein Clavichord.»

Noch ca. 70 Jahre später findet sich ein deutscher Fachschriftsteller und Instrumentenmacher, Welker von Gontershausen, welcher in rührenden Worten seinem Schmerze Ausdruck gibt über das Zurückweichen der Harfe vor dem Pianoforte.

Heute noch ist «Clavierseuche» ein beliebtes Schlagwort der nimmer müden Musikkritiker — — —. Und dennoch hat das Pianoforte (Hammerclavier) auf allen Linien gesiegt, sogar gegen die schönen Arme der so oft besungenen Harfnerin. Die siegreichen Feldherren waren die Componisten; die Helden in diesem instrumentalen Kriege waren die Virtuosen; die ganze clavierspielende Armee bestand nur aus Freiwilligen, welche Liebe und Begeisterung für Musik jenem Instrumente zuführte, welches die reichsten Ausdrucksmittel besitzt zu Solovortrag, Begleitung und Uebertragung von Ensemble- und Orchestercompositionen.

Die Vorgänger des Pianofortes: Harpsicord, Spinett, Clavichord, Virginal . . . haben nur mehr historische Bedeutung für die stillen Räume der Museen, um an der Seite der mehr als tausendjährigen Psalter (Vorgängerin der Harfe) über Wandelbarkeit und Undank der Welt zu seufzen. Der einst so gefeierten und gepriesenen Harfe ist nur mehr eine bescheidene Rolle im Orchester zugewiesen.

Ueber die Erfindung des Hammerclaviers, welche vorerwähnter Historiker (?) Gontershausen mit den Worten: «Darin erblicken wir weder etwas Ungewöhnliches noch Auffallendes» abfertigt, steht uns ein reiches Material von Fach- und Streitschriften zur Verfügung, aus welchem zu entnehmen ist, dass drei räumlich von einander weit entfernte Zeitgenossen fast gleichzeitig an die Schaffung des Hammerclaviers dachten. Bartholomäus Cristofali<sup>1)</sup> in Florenz (geb. in Padua) veröffentlichte im Jahre 1711 Beschreibung und Zeichnung einer Hammerclaviermechanik, welche die wesentlichen Theile der heutigen

<sup>1)</sup> Die Stadt Padua hat ihrem Sohne Cristofali, auch Cristofori genannt, als dem Erfinder des Hammerclaviers ein Monument aufgestellt.

Stosszungenmechanik enthält. Sein Instrument nannte er Cemballo a Martoletti. Marius in Paris legte 1716 der Akademie der Wissenschaften drei Modelle für Hammermechanik vor. Christof Schröter, geb. 1699 zu Hohenstein in Sachsen, überreichte 1724 seine im Jahre 1717 angefertigten zwei Modelle für Clavierhammermechanik dem Könige von Sachsen. Von diesen Modellen war eines mit Hammerschlag von oben auf die Saiten, das andere mit Anschlag von unten. Diese beiden Modelle weisen in ihrer Grundidee auf die heutige in Oesterreich übliche Auslösermechanik hin.

Von Italien kam die Cristofali'sche Mechanik, möglicher Weise über Frankreich (den Pariser Marius streifend), nach England, wo man die praktische Seite dieser Erfindung bald herausfand. Dort erfuhr diese Mechanik durch eingewanderte Arbeiter manche Verbesserung und wurde der unternehmenden englischen Industrie zur ersten Ausbeute.

In dem damaligen Frankreich scheint man mit dem Bestehenden so zufrieden gewesen zu sein, dass die schon im Jahre 1711 erfolgten Anregungen des Marius spurlos vorübergingen; ja es scheint fast, dass Paris erst durch die in den Jahren 1750—1760 erfolgten Besuche des Augsburger Joh. And. Stein, welcher seine Instrumente selbst in Concerten vorführte, von dem Hammerclavier gebührend Notiz nahm, obwohl die vornehmen Musikfreunde Frankreichs ihre Pianoforte längst aus England bezogen. Erst 1785 wurden die fortschrittlichen Bemühungen der Brüder Erard, welche unter dem Protectorate der Patriotin Marquise von Villeroy arbeiteten, durch ein königl. Patent gegen die Anfeindungen und Verfolgungen der Zunft (Genossenschaft) der Instrumentenmacher geschützt.

Nach der grossen französischen Revolution brachte Joh. Jak. Schnell aus Paris ein Pianoforte nach Wien, das für jeden Ton drei Saiten hatte, welche durch Hämmer in Schwingung gebracht wurden. Ein mit diesem Instrumente in mechanischer Verbindung stehendes Gebläse soll es ermöglicht haben, jeden einzelnen Ton beliebig anschwellen zu lassen. Ueber dieses Instrument, welches den Namen «Anemochord» führte, erzählte Welker eine nette Geschichte, deren Wahrheit wohl nur er zu verbürgen hat:

«Die Königin Maria Antoinette, welche sich oft an den lieblichen Tönen dieses Instrumentes ergötzt hatte, wollte es ankaufen. Sie bot Schnell 100.000 Francs als Kaufpreis und eine Gratification von 50.000 Francs. Ihre Cassa war aber infolge ungeheuren Aufwandes, Sommerschlittenfahrten auf Salz u. dgl., so leer, dass sie diese Summe nicht zahlen konnte. Schnell sollte ihr das Instrument deshalb auf bessere Zeiten aufheben. Ein Engländer bot ihm 4000 Guineen, wenn er es in London nur vier Wochen für Geld wolle hören lassen, und dann noch 1800 Louisd'or als Kaufpreis. Der ehrliche Meister zog es aber vor, es für seine Königin aufzubewahren. Dieser königliche Hof-Instrumentenmacher der Gräfin von Artois musste bei Ausbruch der Revolution flüchten und rettete später sein Instrument, an welchem er mit acht Gehilfen vier Jahre hindurch ununterbrochen gearbeitet hatte, nach Ludwigsburg.»

In Italien durch Cristofali erfunden, in Frankreich durch Sebastian Erard auf das raffinierteste ausgebildet, in allen Clavierwerkstätten Europas in unzähligen Modellen variirt, in England practicirt, in Amerika annectirt, — ist die Stosszungenmechanik heute international und unter der Bezeichnung «englische Mechanik» bekannt.

Unter dem Schutze eines kunstsinnigen Hofes (regis ad exemplum) und Adels musste auch in Oesterreich die Musik blühen.

Schon Kaiser Maximilian I. hatte die grössten Musiker seiner Zeit bei Hofe angestellt. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers wurde sein Organist Carl Hofheimer auf dem berühmten Triumphzug Kaiser Maximilian I. — nach Albrecht Dürer's Zeichnung von Hans Burgkmair in Holz geschnitten — auf dem Positiv spielend dargestellt.

Der mächtige Habsburger Kaiser Karl (geb. 1500, gest. 1558) hatte in seinem Hofstaate gleichzeitig drei verschiedene Capellen: eine in Wien, eine in Madrid, die dritte musste ihn auf seinen Reisen begleiten.

Rudolf II. hatte den Organisten Charles Luyton am Hofe, dessen merkwürdiges Clavier in Wien 1589 angefertigt wurde. An diesem Instrumente waren die Obertasten in zwei Hälften getheilt, um die getrennte Besaitung für Kreuz- oder *b*-Töne erklingen zu machen.

Ferdinand III. war selbst ein vorzüglicher Componist. An seinem Hofe waren die Musiker Froberger, Kirchner und Kammerorganist Wolfgang Ebner.

Auch Leopold I. war Componist und hielt eine Hof- und Kammercapelle, welche jährlich 200.000 Gulden kostete. Der Kaiser spielte mehrere Instrumente, aber mit besonderer Virtuosität das Clavier, weshalb auch in jedem seiner Zimmer ein derartiges Tasteninstrument stehen musste.

Kaiser Josef I. (geb. 1678, gest. 1711) liebte es, vor und mit Kennern Clavier, Flöte und andere Instrumente zu spielen.

Kaiser Karl VI. nahm nicht selten, am Clavier spielend, persönlichen Antheil an der Direction der in der kaiserlichen Favorite stattfindenden Musikaufführungen.

Im Jahre 1725 wurde daselbst eine Oper des berühmten Hofcapellmeisters Joh. Josef Fux (geb. 1660, gest. 1735) aufgeführt, in der die grosse Maria Theresia (damals sieben Jahre alt) mitspielte und mitsang. Im Jahre 1735 wurde bei Hof eine Oper aufgeführt, in welcher die beiden Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna, deren Hofdamen Stirum und Fuchs, ein Graf Loggi und der Abbate Lepozati spielten und sangen.

Kaiserin Maria Theresia, eine ausgezeichnete Sängerin, war Schülerin des k. k. Kammercompositors G. Chr. Wagenseil.

Der erste Protector der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erbischof von Olmütz (geb. 1788, gest. 1831), Gönner, Freund und Schüler des grossen Beethoven, war einer der fertigsten und gebildetsten Pianisten seiner Zeit, ein geübter Partiturspieler und Kenner der classischen Musik.

Kaiser Ferdinand der Gütige liebte es ganz besonders, alle vierhändigen Arrangements der Symphonien, Opern etc. mit der Hofdame Cepini, einer sehr gewandten Pianistin, durchzuspielen. Einheimische und fremde Künstler wurden oft durch Einladungen zu Hofe geehrt und öffentliche Concerte durch Allerhöchsten Besuch ausgezeichnet.

Während der Regierungszeit Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. erhielt sich bis auf den heutigen Tag am kaiserlichen Hofe nicht nur die Gunst und Unterstützung der Musik, sondern auch deren Pflege und Ausübung.

Ihre Majestät weiland Kaiserin Elisabeth, welche Clavier, Harmonium, Harfe und Zither spielte, überwachte selbst den Musikunterricht ihrer erlauchten Kinder weiland Kronprinz Rudolf, Erzherzogin Gisela und Erzherzogin Valerie.

Welches Interesse speciell Erzherzog Wilhelm der Entwicklung des Pianofortes zuwandte, geht wohl daraus hervor, dass er sich durch den Hof-Capellmeister Herbeck die zehn besten Claviere der internationalen Wiener Ausstellung (1873) auswählen liess und, nachdem dieselben in seinem Palais nebeneinander aufgestellt waren, einer mehrtägigen Prüfung und Vergleichung unterzog. Um von der ausländischen Production einen Schluss auf das vaterländische Clavier ziehen zu können, musste Bösendorfer in diese vornehme Gesellschaft ein gewöhnliches Wiener Clavier seines Magazines aufstellen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass dieser unscheinbare Wiener Flügel seinen ausländischen Collegen vorgezogen wurde und den erzherzoglichen Musiksaal nicht mehr verliess.

Die Gesellschaft der Musikfreunde und das Conservatorium stehen gegenwärtig unter dem Protectorate der Frau Kronprinzessin Stephanie, welche mit gleicher Virtuosität Clavier und Harfe spielt und zugleich eine vorzügliche Sängerin ist. Frau Musica ist auch gerne aufgenommen in dem Palais der kunstsinnigen Frau Erzherzogin Maria Josefa und hat in dem Grossmeister des Deutschen Ordens, Erzherzog Eugen, einen begeisterten Freund und unermüdlichen Förderer.

Ueber die Musikinstrumentensammlung des Erzherzogs Franz Ferdinand sagt der Musikgelehrte Professor Dr. Guido Adler, dieselbe sei nicht gesammelt, sondern entstanden und sei der unschätzbare greifbare Ueberrest von der Kunstpflege eines alten Adelsgeschlechtes.

Ein prachtliebender Hof, dessen erlauchte Mitglieder persönlichen Antheil an der Pflege der Musik nehmen, musste auf die musikalisch veranlagte Bevölkerung belebenden Einfluss haben, und eine natürliche Folge war, dass sich zu den einheimischen Musikern auch fremde gesellten, welche in Oesterreich eine neue Heimat suchten und fanden.

Gottbegnadete Componisten wie Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Liszt bis Brahm, nicht zu vergessen unserer Lanner und Strauss, bereicherten die Musikliteratur in

solchem Maasse, dass den Claviervirtuosen und Amateurs ein unermesslicher Schatz herrlicher Musik zur Verfügung steht.

Unter diesen Verhältnissen konnte das Clavier nicht zurückbleiben. Trotz spärlicher und nachlässiger Aufzeichnungen hat uns die Tradition doch eine Reihe von Namen erhalten, welche in Wien an der Vervollkommnung dieses Instrumentes erfolgreich arbeiteten und redlich ihren Antheil hatten an dem Weltruf der Musikstadt Wien. Meister aus dem vorigen Jahrhundert, wie Christof, Kober, Walter, Bleyer, Wachtel, Mathias Müller, Seuffert (1673—1855), Schweighofer etc. werden in Fachkreisen mit Achtung genannt. Als Firma hat sich nur der letztgenannte Name bis heute erhalten.

Die Einwanderung zweier Kinder des berühmten Augsburger Clavierbauers Joh. Andreas Stein (Schüler Silbermann's, welcher die Schröter'sche Erfindung übernahm, verbesserte und lohnend auszunützen wusste) war für die Wiener Clavierzeugung ein werthvoller Zuwachs. Die Tochter Nanette Stein, eine vollständig ausgebildete, praktische Claviermacherin (die einzige ihres Geschlechtes), kam mit ihrem Manne, dem Clavierlehrer Streicher, nach Wien, um eine selbständige Werkstätte für Fortepianos zu etabliren, welchem Beispiele ihr Bruder bald folgte.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entwickelte sich in Oesterreich, hauptsächlich in Wien, eine fieberhafte Thätigkeit, welche in ununterbrochen folgenden Veränderungen, Verbesserungen und Versuchen ihren Ausdruck und in zahlreichen Patenten autoritative Bestätigung fand. Die Wiener Meister wandten mit Vorliebe der Schröter'schen Mechanik ihre Aufmerksamkeit zu, und diese deutsche Erfindung — in der ganzen Welt durch die englische Mechanik verdrängt — findet nur mehr in Oesterreich ein gerechtfertigtes Asyl. So dürfte auch ihre allgemeine Bezeichnung als «Wiener Mechanik» entstanden sein. Wenn von englischer oder Wiener Mechanik gesprochen wird, so darf man nicht glauben, dass die Form und Zusammenstellung der Mechanikbestandtheile allein den Unterschied für die Qualitäten eines Claviers ausmachen. Nicht nur aus der verschiedenen Art, wie die Hämmer die Saiten berühren, sondern auch je nach Anbringung der einen oder anderen Mechanik ergibt sich eine ganz geänderte Construction und Lage des Resonanzbodens. Der Hammer der Wiener Mechanik schlägt und streift die Saite, während der Hammer der englischen Mechanik die Saite nur schlägt. Aus diesen mechanischen und constructiven Differenzen ergeben sich eigentlich zwei scharf abgegrenzte Systeme, welche ihre eigenthümlichen Charaktereigenschaften in Ton und Spielart haben. Jedes der beiden Systeme, einander gegenüber gehalten, hat seine Fehler und Vorzüge, worüber sich übrigens streiten lässt, zu eigen.

Neue Werkstätten entstanden in Wien, und das k. k. Patentarchiv gibt Zeugnis von der rastlosen Arbeit derselben. In hervorragender Weise betheiligten sich: Streicher (vormals Nanette Stein), Leschen, Joh. Ehlers, Brodmann und dessen Schüler Bösendorfer, Promberger, Joh. Jak. Goll, Fried, Lassen, Anders, Hoxa, Jos. F. Ries, ein Bruder des berühmten Componisten, Bachmann, Conrad Graf . . . und wahrhaftig! diese Alten haben für den Erfindungsgeist der Nachkommen splendid gesorgt. So wurde z. B. der Eisenrahmen des genialen Hoxa (Patent 1839) später von aller Welt nacherfunden, Brodmann's Resonanzboden ohne Berippung erst vor drei Jahren in Deutschland neu patentirt, Fried's Resonanzboden in Verbindung mit einem zweiten Boden als Membrane kürzlich von einer englischen Firma als neu in den Schalltrichter der Reclame gebracht, während ein amerikanisches Haus sich soeben damit beschäftigt, die gänzliche Freilegung des Resonanzbodens vom Clavierkasten (Promberger 1824) wieder zu erfinden etc. etc. . . . Ja, wer sucht, der findet; doch der Wissende ruft dem Finder zu: «Alles schon dagewesen!»

Grosse Sprünge gibt es nicht mehr in der weiteren Ausbildung des Pianofortes, ohne dieses Instrument seines Charakters zu berauben. Das Columbus-Ei war die Erfindung der Hammermechanik. Die Aufgabe aller Clavierbauer kann nur sein, an die Erfahrungen der Alten anzuknüpfen, Versuche zur Verbesserung der einzelnen Theile an Versuche zu reihen, kleine und kleinste, dem Laien ganz unscheinbare Verbesserungen aneinander zu passen, um schliesslich ein Claviermodell herzustellen, welches sich von den Clavieren vergangener Jahrzehnte vortheilhaft unterscheidet.

Die in Wien veranstalteten Ausstellungen gaben einen neuen Impuls für die Schaffensfreudigkeit der Industrie. So finden wir im Jahre 1835 (die erste Ausstellung in Oesterreich) nur 10 Aussteller, im Jahre 1839 schon 28, und in der im Jahre 1845 folgenden 57 vaterländische Instrumentenmacher,

welche einer gestrengen Jury Pianofortes beider Systeme, in- und ausländische Variationen aller Art, vorführten.

Die Claviere der Wiener Meister fanden nicht nur in der Heimat Anerkennung, sondern wurden auch im Auslande so lebhaft begehrt, dass sich sogar deutsche Instrumentenmacher fanden, welche, verlockt durch gewinnsüchtige Händler, ihre minderwerthigen Erzeugnisse mit Wiener Marken ausstatteten.

Gegen Ende der Vierzigerjahre, nach Auflösung der von Künstlern und Dilettanten sehr geschätzten Clavierfirma Conrad Graf, traten zwei Namen mehr in den Vordergrund, indem von da an fast ausschliesslich ihre Claviere im Concertsaale gespielt wurden. Es war die alte Firma Seuffert und das junge Haus Bösendorfer.

Die Londoner Ausstellung im Jahre 1851 gibt dem Juror, Professor Josef Fischhof, Anlass zur Herausgabe eines Buches (1853), welches ein ziemlich getreues Bild der Leistungsfähigkeit der Clavierindustrie aller Länder zu Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts bietet. Nach seinen Mittheilungen steht England quantitativ obenan, während Frankreichs Aufschwung unter der Führung der Firma Erard und dank der vielen lehrreichen und fruchtbaren Experimente des ruhelosen Pape constatirt wird. Die deutschen Claviermacher, welche jedoch auf dieser Ausstellung nur eine untergeordnete Rolle spielen, haben sich von der Schröter'schen Mechanik schon vollzählig abgewendet, wahrscheinlich unter dem Drucke der französisch-englischen Concurrrenz, die nur das System des Italiens Cristofali cultivirte.

Auf dieser Ausstellung ist England durch 42 Clavierfirmen mit 77 Instrumenten vertreten, unter denen die Pianos der alten Clavierhäuser Broadwood und Collard hervorragend sind. Frankreich sandte 50 Claviere von 21 Werkstätten zur Ausstellung, Erard und Pape an der Spitze. Deutschland stützt sich auf das alte Stuttgarter Haus Schiedmayer und bringt 24 Claviere aus 17 verschiedenen Fabriken. Amerika macht mit seinem besten Namen Chikering Staat und stellt 11 Claviere auf. Das im öffentlichen Auftreten stets bescheidene Oesterreich bringt nur fünf Aussteller mit je einem Instrument nach England.

Unter diesen fünf Muthigen finden wir die fünf Generationen alte Clavierfamilie Seuffert und den erfindungsreichen Hoxa. 1851 gab es auf dem internationalen Kampfplatze weder einen Bechstein oder Blüthner aus Deutschland, noch einen Steinway aus New-York, noch endlich einen Bösendorfer aus Oesterreich, welche vier Namen heute, am Schlusse des XIX. Jahrhunderts, jeder in seiner Weise, nicht nur die führenden in ihrer Heimat sind, sondern auch für Künstler und Publicum internationale Bedeutung haben.

Unter Bezugnahme auf die Londoner Ausstellung und das Ueberwiegen der englischen Mechanik macht Franz Brendel in seiner 1852 erschienenen Geschichte der Musik folgende Bemerkung:

«Was Pianoforte betrifft, so strebte man zugleich nach immer grösserer Massenhaftigkeit, nach immer grösserer Fülle des Tones. Die früheren Wiener Instrumente besaßen einen noch ziemlich kleinen, etwas spitzen, aber überaus poetischen Ton. Jetzt sind die Instrumente mit englischer Mechanik zur Herrschaft gekommen; hier ist der Ton grösser, voller, aber zugleich auch prosaischer. Dem Charakter der Instrumente entsprechend, hat sich das Spiel verändert; wir haben jetzt eine orchester-mässige Behandlung des Pianofortes, die Hauptsache ist, einen möglichst starken Ton herauszuschlagen. Es sind ausserordentliche Fortschritte gemacht worden, aber diese waren zugleich nicht frei von nothwendig damit verbundenen Rückschritten. Der echte, gesunde Pianoforteton ist seltener geworden...»

Eine so warmherzige Aeusserung eines Ausländers über das Wiener Clavier durfte nicht ungehört vorüberziehen an den Werkstätten jener Claviermacher, die zwar mit offenen Augen die Fortschritte der ganzen Welt verfolgten, aber das Wiener Clavier, für sie gleichbedeutend mit Wiener Wesen, in ihr Herz geschlossen hatten. Es sollte für sie ein Wink sein, das Gute und Bewährte nicht nur zu erhalten, sondern auch weiter auszubilden. Und in der That ist das Wiener System in der Zeit von 1848 bis heute nicht zurückgeblieben. Alle geeigneten Veränderungen und Verbesserungen wurden diesem System angepasst, und mit der Zeit wurde für Oesterreich nicht nur eine Specialität herangebildet, sondern ein Instrument aufgestellt, welches seine Vorzüge neben den Vorzügen des stolzen internationalen Fortepianos zur Geltung bringen kann.

Auf späteren Ausstellungen in London, Paris, München, Wien 1873, auch überseeisch, z. B. in Australien, haben sich die Wiener im Rangstreite der Weltindustrie Auszeichnungen und Medaillen geholt und gezeigt, dass das englische Clavier aus einer Wiener Werkstätte vollständig auf der Höhe der Zeit steht. Die Welt kennt unsere Claviere, und die wiederholten Versuche, das ausländische Clavier in den Wiener Concertsälen durch fremde und leider auch einheimische Künstler einzuführen, scheiterten bisher, so zwar, dass der heutige Import fremder Pianos nur mehr durch den Kaufmann (Händler) veranlasst wird.

Bedauerlicher Weise ist nach dem Tode Seuffert's 1855 die Firma, welche nahezu 200 Jahre in Wien existirte, in fremde Hände gekommen und so der Glanz dieses altherwürdigen Namens erloschen. Die Clavierfamilie Stein starb aus, und der letzte Streicher, Sohn des ebenso strebsamen als verdienstvollen Bapt. Streicher und Enkel der weltberühmten Nanette Stein-Streicher, zog es vor, nach kurzer Thätigkeit die Werkstätte aufzulösen. Durch das Ableben Ignaz Bösendorfer's verlor die Wiener Clavierbaukunst neuerdings eine Hauptstütze; 1858 übernahm dessen Sohn die im Jahre 1828 gegründete Werkstätte. Im Jahre 1872 wurde durch Dr. Hans von Bülow der Concertsaal Bösendorfer, im Centrum der Stadt gelegen, eröffnet und prosperirte in der Art, dass dieses Musikheim heute nach 25 Jahren ein schönes und interessantes Capitel zu einer künftigen Musikgeschichte Wiens beitragen kann. Wie eng die Entwicklung des Wiener Clavierbaues mit der Wirksamkeit des Hauses Bösendorfer verwachsen ist, bedarf hier keiner weiteren Ausführung.

Noch in der dritten Auflage 1864 von Gontershausen's «Der Clavierbau» ist ein deutscher Schmerzensschrei über Frankreichs und Englands gross gewordene Clavierindustrie zu finden, welcher in folgenden Worten ausklingt: «Frankreichs Gesamtfabrication schlägt man auf zwei Drittel weniger als die englische an; auch stellen sich die Preise durchschnittlich erheblich niedriger. Noch geringer sind letztere in unserem lieben Deutschland, wo die Clavierfabrication und musikalische Erziehung viel verbreiteter sind als in allen anderen Staaten. Unser Absatz ist meistens auf den Binnenhandel angewiesen und beschränkt sich im allgemeinen auf einen geringen Umfang. Unter den Städten liefert Wien das Meiste in diesem Artikel.»

Nach der politischen Einigung Deutschlands 1871 entwickelte sich jedoch die deutsche Clavierindustrie, welcher Capital und Wissen zuströmte, so rapid, dass England mit seinen kolossalen Consum- und Exportchancen der gesuchteste Tummelplatz für deutsche Clavierfabrikanten wurde, zum Schaden der conservativen englischen Industrie, sowie der von starkem Selbstbewusstsein erfüllten Franzosen. Recht bezeichnend für die Engländer und ihre Claviere sind die in englischen Journalen erschienenen Klagen, dass der Rückgang der englischen Clavierindustrie der Verbreitung des Velocipèdes zuzuschreiben sei!!! —

Deutschland besitzt gegenwärtig über 500 Clavierfabriken, während in Oesterreich kaum 100 derartige Werkstätten vorhanden sind. Es ist jedoch eine ganz irrige Meinung, welche durch gewisse Händler und deren aufdringliche Inserate und Reclamen zu Gunsten des Auslandes unterstützt wird, dass die österreichische Clavierindustrie im Rückgange sei. Zur Genugthuung des patriotisch fühlenden Oesterreichers sei hier constatirt, dass sich die vaterländische Claviererzeugung seit 1848 von Jahr zu Jahr auch quantitativ gehoben hat und nur wegen Mangel an investirtem Capital der Steigerung des heimischen Bedarfes, namentlich in Pianinos, nicht folgen konnte. Deutschlands Ueberproduction wusste diese Lücke auszufüllen. Die mit so bescheidenen Geldmitteln ausgerüsteten Claviermacher Oesterreichs konnten sich auf dem Weltmarkte zwar kaufmännisch der ausländischen Concurrnz nicht unangenehm fühlbar machen, wussten sich aber qualitativ das Ansehen und die Achtung im Vaterlande und in der Fremde zu erhalten, unbeschadet der fortgesetzten hämischen Haltung ihrer auswärtigen Collegen und fortwährenden übelwollenden Ausfälle der ausländischen Fachschriftsteller, wie des schon citirten Welker von Gontershausen, Kützing, Oscar Paul, F. L. Schubert, Blüthner-Gretschel . . .

Ueber Kützing, der selbst Claviermacher ist, schreibt Fischhof (Seite 123): Bei Kützing, in dessen Instrument ich das Ideal der Vollkommenheit zu finden hoffte, bewährte sich hier:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie  
Und grün des Lebens gold'ner Baum.

Und Gontershausen? Es scheint, dass der grossherzogliche Hof-Instrumentenmacher sein Nestchen in Darmstadt nie verlassen hat, seine Weisheit aus Büchern und Schriften genährt und deutsch-patriotisch gefärbt in die Welt leuchten liess. Seine Claviere sind dunkel geblieben.

Abgesehen von den ungünstigen Zollverhältnissen, musste die österreichische Clavierindustrie leider noch schmerzlichere Erfahrungen machen. Es ist beklagenswerth, dass Persönlichkeiten, welche eigentlich berufen wären, dem heimischen Gewerbe zur verdienten Anerkennung zu verhelfen, statt dessen die ohnehin dem Oesterreicher eingewurzelte, unbegründete Vorliebe für das Fremde noch durch Wort und Schrift nähren und so auswärtigen Erzeugnissen Eingang verschaffen. Dazu kommt noch, dass die Wiener Claviermacher selbst, statt mit offenem Visir den Kampf gegen derartige Strömungen aufzunehmen, ihre Instrumente als fremdländische Constructionen, Imitationen, Systeme ausgaben, was gewiss nicht zur Hebung ihres Rufes beitrug.

Dagegen ist es höchst erfreulich, dass die vor vier Jahren durch die nicht genug zu lobenden Bemühungen des Wiener Claviermachers Franz Schmidt (Schüler von Bösendorfer) und des bekannten Harmoniumfabrikanten Kotykiewicz (vormals Titz) gegründete Fachschule gedeiht und sich in kurzer Zeit die Sympathie und werthvolle Unterstützung der k. k. Regierung und der Genossenschaft erworben hat.

Wenn nun der Wiener Claviermacher neben dem internationalen englischen Piano bis heute das Wiener System pflegt und bemüht ist, dasselbe weiter zu erhalten, so hat diese Treue ihre volle Begründung in der feinen Empfindung für Klangfarbe, in der Anhänglichkeit an den Localton, welchen Componisten wie Schubert, Lanner und Strauss bestimmten, endlich in der Berücksichtigung wiederkehrender Anforderungen der Käufer und der Leistungsfähigkeit der Stimmer und Reparatere in Oesterreich und seinen Grenzländern. Das blinde Nachbilden alles Ausländischen, nur um dem Reiz des Fremden Folge zu leisten, ohne Berücksichtigung der eigenen Verhältnisse, ist nicht nur lächerlich, sondern auch schädlich für den Einzelnen und für die ganze Branche. Sehr beherzigenswerth sind die Worte unseres ausgezeichneten Fachschriftstellers Eduard Seuffert, welcher den Lesern der «Neuen musikalischen Presse» zuruft:

«Dass alle Wiener Werkstätten (bis zu denen dritten Ranges herab) die Mechaniken und Systeme auch machen, die das ‚Um und Auf‘ ausländischen Wissens sind, vergessen unsere Fachgenossen in der Fremde so gerne! Wohl aber erzählen sie, dass man in Wien die Mechanik aus der Zeit Franz Schubert's noch mache. Wenn dieses Wiener Clavier sich trotz Erard'scher und Kützing'scher Prophezeiungen, trotz deutscher Dampfconcurrentz und amerikanischer Reclame bis heute behauptet hat — wäre das nicht eine Viertelstunde Nachdenkens werth? Was gibt dem Wiener System die Lebenskraft, die Berechtigung? Sagen wir es trocken technisch: der Wiener Resonanzboden, der freischwebende, vorne nicht verbaute, der sensible, leicht erzitternde, mit seinem Charme und seiner Lieblichkeit, mit seinem Echo für Wiener Gemüthlichkeit und seiner Empfänglichkeit für intime Tonwirkungen.»

Es fällt mir nicht ein, mich der Wiener Clavierindustrie als Vertheidiger aufzudrängen; das gute Wiener Clavier wird sich jederzeit selbst mit Erfolg vertheidigen. Aber jene ausländische Clavier-Gross-Industrie, welche hochmüthig auf die österreichische Clavier-Klein-Industrie herabblickt, in Oesterreich nichts gesehen hat oder nichts sehen will, möchte ich bitten, davon gefällige Notiz zu nehmen, dass die Wiener Clavier-Industrie vorläufig zufrieden und behaglich lebt, da sie noch nicht angekränkt ist von einer geldgierigen Ueberproduction, die in der Wahl der Mittel zur Entleerung ihrer Magazine nicht sehr rigoros sein darf, sondern Existenz und Zukunft auf die gesunde Basis einer natürlichen, gleichmässigen Entwicklung von Consum und Production aufgebaut hat. In solcher Weise findet der Herr einer Werkstatt, in der er zugleich auch der erste Arbeiter ist, Zeit und Gelegenheit, mit seinen Mitarbeitern Erfahrungen und Ideen auszutauschen, wodurch die von der Grossmannssucht verachtete Werkstatt zur Bildungsstätte für die grossen Anlagen und Maschinenhallen der Fabrikanten wird.

Die mit Maschinen arbeitenden Fabriken drücken das geistige Niveau ihrer Arbeiter herab, indem sie die Ausbildung des Arbeiters verhindern, machen den Arbeiter zum Handlanger und Tagelöhner, der wohl ganz folgerichtig und berechtigter Weise für Erhöhung seines Lohnes, sowie für Strike und Socialismus Sinn haben wird, aber kein Interesse mehr für das Clavier, das ihm mehr und mehr entfremdet wird. Die Maschine und die Theilung der Arbeit lähmen die Individualität und schaffen Idealismus und Freude

an der Arbeit aus der Welt. Homo und Intellectus werden dem Capital ausgeliefert. Das Ende derartiger grosser Unternehmungen kann man ja einer Actiengesellschaft überlassen!? . . . Die Maschine wird ebenso emsig moderne Sport- und Gebrauchsartikel erzeugen wie vorher Claviere.

Professor Josef Fischhof leitet sein Buch: «Geschichtlicher Ueberblick des Clavierbaues» mit folgenden Worten ein:

«Die Musik als die jüngste der Künste hat diese Eigenthümlichkeit, dass die Ausübung derselben grossentheils abhängig ist von sorgsamer mechanischer Vorbereitung, sowie von Tonwerkzeugen, zu deren Fertigung bedeutende Vorkenntnisse in der Physik, Akustik, Mechanik und Mathematik, sowie eine tüchtige, durch langjährige praktische Erfahrung erlangte Geschicklichkeit erforderlich sind. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, dass die Schwesterkünste, wie die Poesie, Malerei und Bildhauerkunst, schon in frühester Zeit ihren Höhepunkt zu erreichen im Stande waren, die Musik, sowie ihre Organe noch im steten Fortschreiten begriffen sind.»

Mit diesem Citate möchte ich meinen Aufsatz schliessen, den Wunsch anknüpfend, es mögen sich auch in Zukunft in unserem Vaterlande Männer finden, welche, durchdrungen von ihrer künstlerischen Mission, als treue Begleiter und Genossen der Musiker an der Vollendung des Claviers erfolgreich weiterarbeiten

zur Ehre Oesterreichs!

# OTTO HEITZMANN

CLAVIERFABRIK

WIEN—LINZ.



Die Firma wurde im Jahre 1839 von Johann Heitzmann, dem Vater des derzeitigen Firmainhabers, gegründet. Durch seinen eisernen Fleiss, seine Umsicht und Strebsamkeit, sowie durch strenge Rechtlichkeit brachte derselbe das Geschäft aus den bescheidensten Anfängen zu baldiger Blüthe.

Schon auf der Industrieausstellung in Wien prämiirt, fanden die von Johann Heitzmann gebauten Instrumente wegen ihres schönen, sympathischen Tones und ihrer exacten Construction die Anerkennung aller Fachleute und Kenner. In kurzer Zeit drang ihr Ruf auch in die Provinz und in das Ausland; besonders waren Italien (hier in erster Linie Mailand, Florenz, Turin, Bologna und Padua), sowie Deutschland, Russland und die südöstlichen Nachbarländer bedeutende Abnehmer. Diese Erfolge spornten den nimmermüden Mann, der in der Auswahl und der vorzüglichen Schulung seiner Leute von Glück begünstigt und bald von einem Stabe ausgezeichneter Mitarbeiter umgeben war, an, durch die Benützung aller Errungenschaften der Wissenschaft auf dem Gebiete der Akustik seine Fabrikate auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen.

Sein unablässiges Streben fand im Jahre 1866 in der Verleihung des Titels eines k. u. k. Hof-Pianofortefabrikanten die Allerhöchste Anerkennung. Die Fabrik wurde auf der Wiener Weltausstellung 1873 mit der Fortschrittsmedaille, auf der Ausstellung des Niederösterreichischen Gewerbevereines 1880 mit der goldenen Medaille, auf der Triester Ausstellung 1882 mit dem Ehrendiplom ausgezeichnet, und auf vielen Expositionen, so zu Prag, Linz, Wels u. a. m., erhielten die Erzeugnisse derselben erste Preise.

Die mustergiltige, bestens organisirte Einrichtung des ganzen Werkes, sowie die treue Gefolgschaft ihrer Werkführer und Arbeiter war auch Ursache, dass die Fabrik nach dem 1875 plötzlich erfolgten Ableben des Gründers unter der Leitung der den reellen Principien treu bleibenden Söhne nicht nur keinen Rückgang erlitt, sondern noch weiterer Entwicklung zugeführt wurde.

Nach dem im Jahre 1896 eingetretenen Tode Josef Heitzmann's wurde das Etablissement von dem jetzigen Inhaber, dem jüngsten Sohne des Begründers, in alleinige Rechnung übernommen.

Noch unter den Augen seines Vaters in das Geschäft eingeführt, hatte der Genannte zu seiner vollkommenen Ausbildung Deutschland und Italien, wo er in ersten Fabriken conditionirte, besucht und war dann ins Vaterhaus zurückgekehrt, um die in der Fremde erworbenen Kenntnisse zu Nutz und Frommen der im Jahre 1883 in Linz gegründeten eigenen Fabrik zu verwerthen. Hier war es auch, wo dessen Streben von bestem Erfolge gekrönt wurde, denn in kurzer Zeit gehörte sein Unternehmen zu den hervorragenden in Linz und zählte hohe und höchste Herrschaften zu seinen Clienten.

Nunmehr auch Besitzer des Wiener Stammgeschäftes, ist derselbe eifrigst bemüht, das vieljährige Renommée des Hauses zu erhalten und zu vermehren.

Die Firma beschäftigt in beiden Fabriken ca. 25 Arbeiter. In Prag besteht eine Verkaufsfiliale, welche noch zu Lebzeiten des Gründers errichtet worden war.

# ALOIS PARTTART'S EIDAM EDMUND LUNER

PIANOFORTE-FABRIK

ATZGERSDORF BEI WIEN.



Die Clavierfabrication, im vorigen Jahrhunderte innerhalb enger Schranken betrieben, erhielt eine mächtige Förderung, als die sogenannte Wiener Mechanik in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in praktische Verwendung kam. Streicher, der Schwiegersohn Stein's, des Erfinders dieser Mechanik, erzeugte nach dem neuen System in Wien Instrumente, die durch Klangfülle und Tonschönheit Weltruf erlangten. In dem Namen, der den neuen Instrumenten beigelegt wurde: Piano e forte (woraus dann Pianoforte und Fortepiano entstand), drückt sich das Wesen des Fortschrittes, den Stein's Erfindung auf dem Gebiete der Clavierfabrication herbeiführte, vollkommen aus. Mit Stein und Streicher beginnt die Glanzzeit der Clavierfabrication, und mochte auch das bald darauf aufkommende englische System denselben Erfolg wie die Wiener Mechanik erzielen, so war dadurch der Wiener Industrie dennoch kein Abbruch geschehen. Im Gegentheile wusste diese ihre gewonnene Position zu befestigen, und heute treten die Wiener Claviere in sieghafte Concurrenz mit der sonst übermächtigen amerikanischen und englischen Fabrication. An jene Firmen, die den Ruf des österreichischen Instrumentes in alle Welt verbreitet haben, deren Flügel gegenwärtig überall bekannt und beliebt sind, reiht sich die Pianofortefabrik Alois Parttart's Eidam Edmund Luner an, die in ihren grossen Fabriksanlagen zu Atzgersdorf, einer nächst Wien gelegenen Südbahnstation, die so geschätzten Erzeugnisse in bedeutender Anzahl verfertigt.

Alois Parttart, der Begründer dieses Etablissements, wurde im Jahre 1841 in Gumpendorf, damals noch ein Vorort Wiens, als der Sohn ehrsamers Bürgerleute geboren. Mit 20 Jahren trat er als Praktikant in eine Clavierfabrik ein, wo er sich in verhältnismässig kurzer Zeit, unterstützt von seinem hervorragenden Talente, die ganze Clavierbaukunst durch eisernen Fleiss zu Eigen machte. Mit wachsamer Aufmerksamkeit verfolgte und studierte er jeglichen Fortschritt auf dem Gebiete seiner Branche, untersuchte und prüfte die Vorzüge und Mängel der Fabrikate ausländischer Provenienz. So erwarb er sich einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, mit deren Hilfe er zu grösseren Leistungen befähigt und berufen war, als er im Jahre 1869 sich selbständig machte, indem er das ganz kleine Claviergeschäft seines Schwiegervaters Bessner übernahm, in welchem zu jener Zeit drei Arbeiter und ein Lehrjunge beschäftigt waren. Unscheinbar und bescheiden waren somit die Anfänge,

aber durch rastlose Thätigkeit des Gründers, der nicht nur als Geschäftsmann sein Etablissement betrieb, sondern auch das Interesse und den Zweck der hohen Kunst, der seine Fabrikate als Mittel dienten, zu fördern bestrebt war, wuchs und gedieh das Unternehmen, dessen Umfang und innere Einrichtung sich bald zur Bewältigung der einlangenden Bestellungen als viel zu klein erwies. So gelangte Alois Parttart allmählig dazu, sich eine Stätte zu gründen, an der er sein ganzes Wissen und die gesammelten Erfahrungen verwerthen, all' seine Kräfte voll entfalten konnte: er gründete seine Fabrik zu Atzgersdorf. Mit richtigem Verständnis für die Ideen seiner Zeit, die sich gegen die Anlage von Fabriken in Städten richteten, wählte er diesen Ort, der, reich an Naturschönheiten und in gesunder Lage, alle die Vortheile von selbst bot, die von anderen Fabriken oft nur unter schweren Opfern erreicht werden können.



Maschinen-Raum.

Alois Parttart erwarb im Jahre 1892 knapp an der Bahnstation ein grosses Areal, auf dem er seine mächtigen Betriebsstätten errichtete, wohin nun die Thätigkeit des bisherigen Wiener Etablissements verlegt wurde, dessen Auffassung unmittelbar darauf erfolgte. Auf weiten Reisen hatte der Gründer vorher die Anlage und Einrichtung der grössten Unternehmungen auf diesem Gebiete eingehend studirt und die dabei gemachten Erfahrungen bei der Ausgestaltung seines Neubaus fructificirt. Allen Neuerungen, jeglichen Fortschritten der Technik wurde Rechnung getragen, Maschinen neuesten Systems aufgestellt und das zu verwendende Material nur in tadelloser

Qualität von den besten Quellen bezogen. Eine Detailschilderung der so ausgedehnten Localitäten vorzunehmen, würde zu weit führen; es dürfte dem Rahmen dieses Werkes entsprechen, einen allgemeinen Ueberblick über das Etablissement und dessen innere Einrichtung zu bieten.

Die Fabrik, welche als Rohziegelbau aufgeführt wurde, besteht aus dem Erdgeschosse, Mezzanin und zwei Stockwerken. Im Parterre neben dem Haupteingange führt ein separater Eingang zu den Comptoirs, während sich in den übrigen Parterreräumen die Werkstätten für die Holzbearbeitung befinden; hier werden die Claviergehäuse roh gezimmert, eine Arbeit, welche grösstentheils von Maschinen bewerkstelligt wird.

Im Halbstocke sind sämtliche Hilfsmaschinen untergebracht, welche zur Anfertigung der Einzelbestandtheile gebraucht werden. Alle Einzelbestandtheile der Claviere werden von der Fabrik selbst erzeugt. Ein grosser Gasmotor liefert die treibende Kraft für sämtliche Maschinen. In den Localitäten des ersten Stockes werden die Claviere zusammengestellt, worauf selbe im zweiten Stocke vollendet werden. Für die Leim- und Trockenprocedur, sowie für das Lackiren sind besondere Räume bestimmt. Die Austrocknung erfordert angestrenzte Thätigkeit, und ehe die rohgezimmerten Gehäuse der Bearbeitung übergeben werden, müssen sie die subtilsten Trockenprocesse durchmachen.

Zwei Aufzüge erleichtern den Personen- und Frachtenverkehr zwischen den einzelnen Abtheilungen. Für den Fall einer Feuersgefahr sind auf dem Dachboden zwei Reservoirs untergebracht, die, stets mit Wasser gefüllt, insgesamt einen Vorrath von 150 hl umfassen.

Parttart's Fabrikate, die durch besondere Klangschönheit bedeutende Effecte erzielen, werden in allen Grössen und Arten, von dem einfachsten und billigsten Pianoforte und Pianino angefangen bis zu dem grossen Imperial-Concertflügel mit reichen Einlagen und Schnitzereien erzeugt. Eine besondere Pflege hatte Alois Parttart der eingangs unseres Aufsatzes erwähnten Wiener Mechanik gewidmet, an der sich seit Stein's Zeiten wenig geändert hat. Nach wie vor hält man an folgendem Principe fest: Der Hammer, welcher an die Saiten schlägt, ist am Tastenhebel angebracht und wird mittelst einer seinen Stiel nahe am Ende durchkreuzenden Achse in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) bewegt. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift der Auslöser, ein knieartig ausgeschnittenes Hölzchen. Beim Druck auf die Taste hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, dieser drückt gegen das Knie des Auslösers und schnellt den Hammerkopf gegen die Saite, worauf derselbe sofort in seine Ruhelage zurückfällt, soweit die noch gehobene Taste dies gestattet. Gleichzeitig



Saal für die Anarbeitung.

mit dem Hammer hebt sich ein auf jedem Saitenchore befindliches Pölsterchen, die Dämpfung, welche erst zurückfällt, wenn der Druck auf die Taste aufhört. Mittelst des Hauptpedals können auch die Dämpfer von allen Saiten entfernt werden. Die Wiener Mechanik erfreut sich zunehmender Beliebtheit, und wenn auch die englische Mechanik im allgemeinen den Vortheil grösserer Präcision besitzt, so sind die Wiener Fabrikate wegen ihrer grösseren Einfachheit und Dauerhaftigkeit, sowie aus dem Grunde, dass sie viel leichter zu repariren sind, in Deutschland und Oesterreich weit gesuchter als die englischen Instrumente. Bei letzteren hat der Hammer den Vorzug, immer genau an derselben Stelle der Saite anzuschlagen, während er bei der Wiener Mechanik sich oft beim starken Anschlag nach vorne schiebt und bei Tafelinstrumenten, namentlich beim Staccatospiel, wohl gar noch eine Saite des nächsten höher liegenden Tones berührt. Alois Parttart hielt sich in seiner mehr als 30jährigen Praxis im Principe zwar genau an das Stein'sche Vorbild, allein er brachte in seinen Instrumenten kleine Aenderungen und Verbesserungen an, wodurch zwar keine Abarten der ursprünglichen Erfindungen erzielt, aber immerhin eine Vervollkommnung und Verfeinerung erreicht wurde, die mithalf, den Wiener Fabrikaten die erlangene Stellung zu sichern.

Alois Parttart hat in den 28 Jahren seiner selbständigen Thätigkeit mehr als 10.000 Pianinos und Stutzflügel erzeugt, die nach und nach in aller Herren Länder abgesetzt worden sind.

Wie schwer und mühevoll die Clavierfabrication ist, welche Anforderungen sie an ihren Unternehmer stellt, beweisen folgende Ausführungen. Die Hauptbedingung eines guten Claviers ist eine sichere, ungetrübte Resonanz. Diese erzielt eine unter den Saiten liegende geradfaserige Tannenholzplatte, deren untere Seite in Zwischenräumen von 5—6 mm mit Rippen besetzt ist (Rippung), welche, die Fasern rechtwinklig durchschneidend, den Zweck haben, die Bildung von Transversalschwingungen zu verhindern. Welch' peinlicher Sorgfalt bedarf es dabei, um Platten zu erhalten, die allen Bedingungen entsprechen! Aehnlich verhält es sich mit den Saiten, die sämtlich

aus Gusstahl erzeugt werden. Die Beledung (Besetzung) der Hämmer ist nicht minder Gegenstand einer minutiösen Arbeit, denn sie darf weder zu dick, noch zu hart ausfallen, weil in jenem Falle der Klang hart und dumpf, in diesem spitz und scharf wird. Vermochte nun Parttart in seiner Production eine so hohe Ziffer, wie wir sie genannt haben, zu erreichen, so liegt darin der beste Beweis, wie sehr die Fabrik ihren Aufgaben und den Anforderungen der Industrie gewachsen war.

Um die angebahnte rege Verbindung mit dem Auslande kräftigst zu beleben, sandte Parttart seine Reisenden in alle Welttheile und trug auf diese Weise dazu bei, der vaterländischen Industrie in den fernsten Gegenden Geltung und Ansehen zu verschaffen. Als der Gründer im Jahre 1894 sein 25jähriges Jubiläum feierte, das ihm Veranlassung bot, in seinem Etablissement einen prächtigen Concertsaal errichten zu lassen, welcher zugleich als Ausstellungsraum für 150 Claviere dient, konnte er mit berechtigtem Stolze auf die glänzenden Erfolge seiner Arbeit hinweisen.

Parttart sollte sein Jubiläum nur um wenige Jahre überleben. Am 4. März 1898 entriss ihn der Tod der Stätte seines langjährigen, vom Erfolge gekrönten Schaffens. Das Etablissement gieng nun an den Schwiegersohn des Verstorbenen, Edmund Luner über, der bereits eine Reihe von Jahren unter der Leitung und Führung Parttart's in dem Unternehmen thätig gewesen war. Früher unternommene weite Reisen, auf denen er die ausländischen grossen Fabriken bezüglich ihrer



Clavier-Saal.

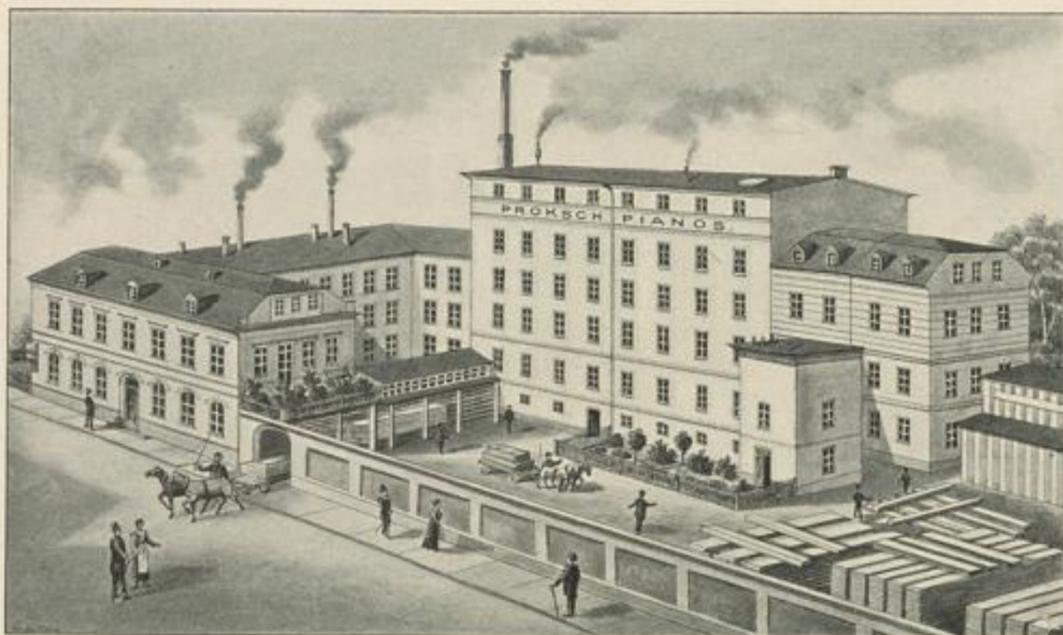
Einrichtung gründlich kennen lernte und auch in einigen conditionirte, hatten die Kenntnisse des neuen Besitzers ausserordentlich bereichert und ihm jene Reife gegeben, dank welcher er heute mit sicherer Hand die Fabrik leitet. Getreu den Intentionen des Gründers strebt auch Edmund Luner darnach, auf der Höhe der Zeit zu bleiben; die Neuerungen, die eine nie stillstehende Technik und Wissenschaft fortwährend schaffen, werden nach wie vor sorgfältig berücksichtigt. Mit dem Principe, nur solche Instrumente an die Besteller abzugeben, deren Tonpracht und Klangreinheit den rigorosesten Hörer befriedigen, verbindet sich bei dem neuen Besitzer das naturgemässe Bestreben, der Production den grösstmöglichen Umfang zu verschaffen, indem auch er seinen Fabrikaten im Auslande neue Absatzgebiete zu erschliessen sucht. Nach dem Beispiele seines Vorgän-

gers lässt Edmund Luner seine Reisenden in ferne Länder ziehen, insbesondere dorthin, wo bisher weder österreichische noch deutsche Claviere bekannt waren. So wird heute nach Griechenland, Kleinasien, Indien, Kreta, Macedonien und Aegypten seitens der Firma ebenso lebhaft exportirt, wie in alle jene Länder, in denen Alois Parttart bereits festen Fuss gefasst hatte.

Der gegenwärtige Besitzer plant umfassende Vergrößerungen und Neuerungen, die im Atzgersdorfer Etablissement zur Ausführung gelangen sollen, sowie nur Zeit und Umstände selbe gestatten werden. Dem Besitzwechsel wurde auch durch die Aenderung des Firmenwortlautes Rechnung getragen; die ursprüngliche Bezeichnung «Alois Parttart» wurde in «Alois Parttart's Eidam Edmund Luner» verwandelt.

Die Buchhaltung und Correspondenz der Firma liegt seit dem Jahre 1886 in den Händen von Parttart's einziger Tochter, der Gemahlin des heutigen Besitzers, Martha Luner, ein glänzendes Beispiel weiblicher Tüchtigkeit, die ihren Pflichtenkreis voll und ganz auszufüllen weiss.

Die Fabrik beschäftigt gegen 50 Arbeiter. Die kleine Zahl derselben erklärt sich aus dem Umstande, dass das Unternehmen durchwegs maschinelle Einrichtung besitzt, bei welcher die manuelle Thätigkeit auf ein Mindestmaass herabgedrückt ist. Bei dem Bau der Anlage wurde der Standpunkt der modernen Hygiene streng gewahrt, und sind alle zum Schutze und zur Sicherheit des Arbeitspersonales erforderlichen Vorkehrungen getroffen worden. Und sowie Parttart in jeder Richtung bewiesen hatte, dass er ein warmer Freund und Gönner seiner Arbeiter, der Mithelfer an seinen Erfolgen, sei, so ist auch Edmund Luner eifrig bemüht, die Lage seiner Angestellten zu sichern und möglichst günstig zu gestalten.



Clavierfabrik in Reichenberg.

## A. PROKSCH

### FLÜGEL- UND PIANINO-FABRIK

REICHENBERG UND WIEN.



Die Anfänge dieses Unternehmens reichen zum Jahre 1858 zurück. Damals betrieb der Reichenberger Stadtorganist Anton Proksch, den die fachmännische Kritik als hervorragendsten Vertreter seines Instrumentes im Lande rühmte, und der ein Bruder des hochbedeutsamen Musik- und Clavierpädagogen Josef Proksch war, den Handel mit Pianofortes. Ein winziges, unscheinbares Schild mit den Worten: «Hier sind Pianoforte zu verkaufen» lud Kaufbeflissene in einen kleinen Raum und zu einer bescheidenen Auswahl der damals gangbaren grossen Flügel ein, die heute fast nur noch in Concertsälen anzutreffen sind.

Nach dem Tode des Gründers übernahm sein Sohn Josef Proksch, der jetzige Chef, den Betrieb des kleinen Etablissements. Um auch durchgreifende Reparaturen vornehmen zu können, sah sich derselbe veranlasst, im Jahre 1864 eine Werkstätte für Ausbesserungsarbeiten zu errichten. Es schwebte ihm wohl schon damals die Idee vor, Instrumente zu fabriciren, aber die bescheidenen Mittel und kleinen Verhältnisse verzögerten sein Vorhaben bis 1871; erst in diesem Jahre ward es ihm ermöglicht, seinen lang gehegten Wunsch zu verwirklichen. Vorerst waren es Pianos, die erzeugt wurden, doch bereits 1874 wurde der erste Flügel fertiggestellt und damit der Grund zur heutigen Ausdehnung und Bedeutung des Etablissements gelegt.

Schon die kurz darauf beschickte Ausstellung in Teplitz (1875) brachte dem jungen Unternehmen die höchste zu vergebende Auszeichnung, das Ehrendiplom; einmüthig wurde bereits damals anerkannt, dass die Instrumente der Firma A. Proksch an Solidität, Sauberkeit und Zuverlässigkeit den übrigen vaterländischen Fabrikaten nicht nachstehen, und ebenso rühmend wurde hervorgehoben, wie geschmack- und stilvoll ihr Aeusseres gehalten sei.

Grössere Aufträge und die Unmöglichkeit, im alten Locale einen rationellen Betrieb zu führen, bestimmten den jungen, nach höheren Zielen blickenden, strebsamen Industriellen im Jahre 1875, die Fabrication bedeutend zu erweitern und zu diesem Behufe ausgedehntere Gebäude und Grundstücke anzukaufen. Binnen kurzem wurde Dampftrieb eingeführt und mit Zuhilfenahme aller einschlägigen technischen Fortschritte und Einrichtungen, des elektrischen Lichtes, der Trockenkammern, die dem Holze auf natürlichem Wege Feuchtigkeit und Harzbestandtheile entziehen, der Kunstschlerei, Feinpolirerei u. s. w., wurden jene Grundlagen geschaffen, welche der Firma A. Proksch nicht nur im engeren Heimat-, sondern auch im weiteren Vaterlande einen ehrenvollen und hervorragenden Platz sichern.

Unablässig bemüht, seine Instrumente zu verbessern und zu vervollkommen, scheute Josef Proksch weder Arbeit noch Kosten, neue Modelle ausfindig zu machen, die der Schönheit des Tones keinen Eintrag thun und dennoch ein gefälliges und vornehmes Exterieur zur Schau tragen sollten; er errang denn auch auf einige einschneidende Neuerungen und mehrere künstlerische Modelle Privilegien der hohen Behörden.

Dem Besitzer genügten jedoch die in der Vaterstadt erzielten Erfolge keineswegs; in dem festen Bewusstsein, Instrumente herstellen zu können, die nicht nur den hervorragendsten inländischen, sondern auch berühmten ausländischen Fabrikaten ebenbürtig zur Seite stehen, betrat er 1880 den heissen Boden von Wien, um dort eine Zweigniederlassung zu gründen; diese prosperirte dermaassen, dass sie bereits 1884 ins eigene Haus, I., Führichgasse 4, übersiedeln konnte.

Seinen Lieblingsplan, in Reichenberg einen eleganten, gut akustischen Claviersalon zu errichten, vermochte Proksch erst 1890 zu verwirklichen; allerdings ist aus dem ursprünglich gedachten Claviersalon, der auch Auführungszwecken dient und gegen 300 Personen fasst, etwas ganz Anderes geworden: ein nach den Plänen des k. k. Baurathes Neumann in Wien durchgeführter Prachtbau, den Josef Proksch bescheidenlich ein «Kaufhaus» nennt. Dieses Kaufhaus ist jedoch nicht nur eine Zierde Reichenbergs geworden, es ist auch ein richtiger Monumentalbau, der schon ungezählte Kenner und Freunde ästhetischer Baukunst durch sein harmonisches Ineinandergreifen vornehmer, nirgends aufdringlicher Früh-Renaissance entzückt hat. Zu Ehren seiner Gattin Anna, einer Tochter des Grossindustriellen Ferdinand Kahl, nannte Josef Proksch diesen Bau den «Annahof».

Im Laufe der letzten Jahre wurde die Firma A. Proksch mit verschiedenen Auszeichnungen bedacht; 14 beschickte Ausstellungen brachten ihr erste Preise, goldene und silberne Medaillen, Staats- und Kammerpreise. Ja noch mehr: die Jury der 1893 in Chicago stattgehabten Ausstellung verlieh ihr die einzige Auszeichnung, welche österreichisch-ungarischen Clavieren zuteil wurde, nämlich die grosse Medaille und das Diplom.

Das Renommée der Proksch-Claviere, von denen bisher über 7000 Stück fertiggestellt wurden, äusserte sich erfreulicherweise auch darin, dass sich Mitglieder des hohen Kaiserhauses ihrer bedienten, und dass die ersten Pianisten der Gegenwart, wie Emil Sauer, Eugen d'Albert, Alfred Grünfeld, Sofie Menter, Therese Careño u. a. m. diese Instrumente spielten und wärmstens empfahlen.



Annahof in Reichenberg.

## PIANOFORTE-BAUGESSELLSCHAFT SCHANDL & C<sup>o</sup>

TRIEST.



oll- und gleichwerthig steht heute die österreichische Clavier-Industrie neben der amerikanischen und englischen da, deren Producte einst den Weltmarkt beherrschten. Aus eigener Kraft ist dieser Zweig der heimischen Industrie das geworden, was er heute bedeutet, seitdem es durch das Aufkommen des sogenannten Wiener Systems in der Mitte der Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts den einheimischen Fabrikanten möglich wurde, Pianofortes zu erzeugen, die, befreit von allen damaligen Mängeln, sich durch besondere Tonpracht auszeichnen. Alte Firmen, deren Flügel in allen Ländern Eingang gefunden haben, schufen durch die mit grösstem Fleisse betriebene Pflege dieses Systems das heutige Ansehen der österreichischen Clavier-Industrie, deren Production bereits eine stattliche Ziffer erreicht hat. Bei einer solchen Sachlage in die Reihe der so bedeutenden Industriellen einzutreten und die Gründung eines neuen Unternehmens zu wagen, dazu gehörte Muth und Entschlossenheit, insbesondere bei beschränkten Mitteln. Diese Energie hat sich bei Gründung der obgenannten Firma bewährt.

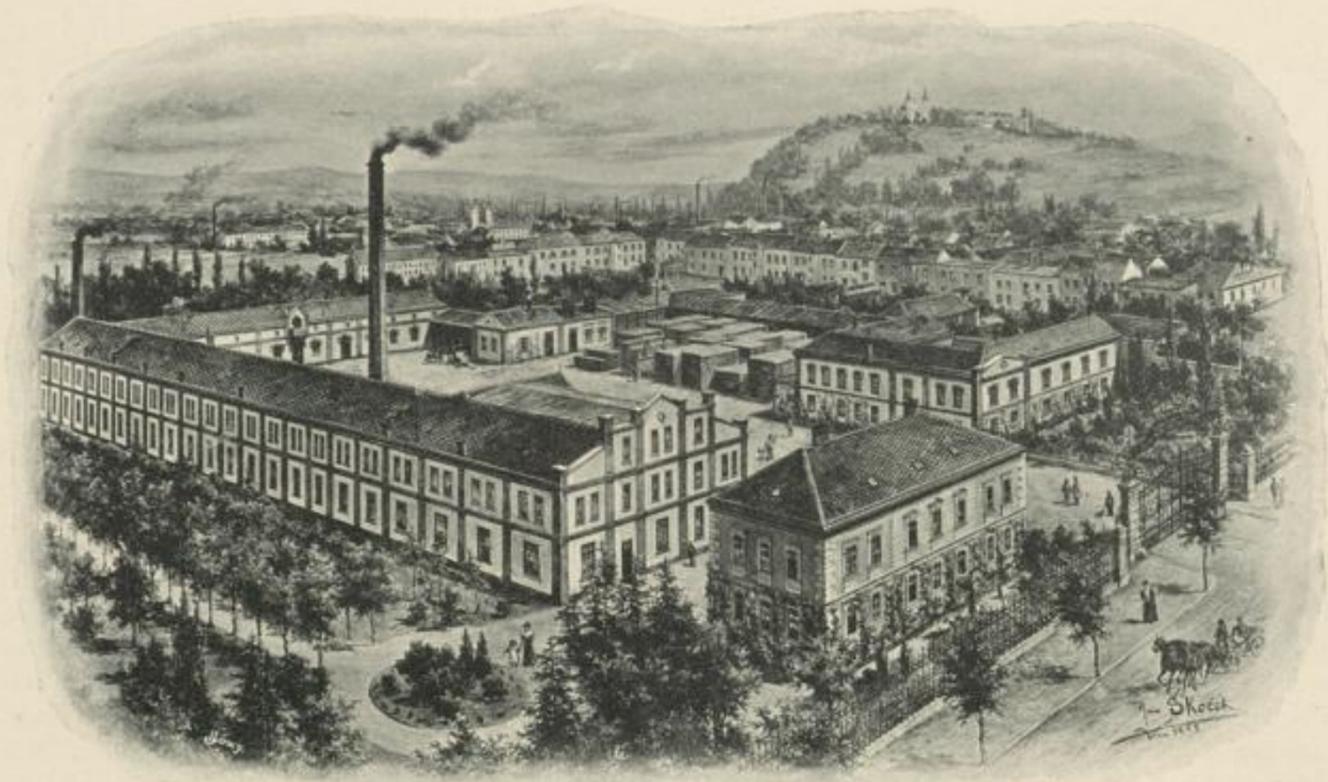
Die «Pianoforte-Baugesellschaft Schandl & Co.» hat sich im wahren Sinne des Wortes aus den kleinsten Anfängen entwickelt. Dieselbe eröffnete im Jahre 1895 den Betrieb, der unter der Leitung eines thatkräftigen Mannes, Rudolf Warbinek, in kurzer Zeit überraschende Resultate erzielte. Mangel an nöthigem Capitale wirkte anfangs hemmend auf den gedeihlichen Aufschwung ein, allein da die Zeitverhältnisse günstig und die Anfänge des Unternehmens vielverheissend waren, fand sich bald die nothwendige Capitalskraft. Die trefflichen Erzeugnisse des neuen Etablissements gewannen allmählich einen ziemlichen Kundenkreis, die Bestellungen häuften sich und nahmen schliesslich einen solchen Umfang an, dass es der Firma bei ihren engen Productionsverhältnissen oft unmöglich war, allen Aufträgen in so prompter Erledigung nachzukommen, wie sie es gern gewollt hätte.

Am Ende des ersten Geschäftsjahres war ein ansehnlicher Reingewinn zu verzeichnen, den die Firma sofort zum Ankaufe grösserer Quantitäten von Rohmaterial verwendete, um für den Bau ihrer Instrumente nur gutes und abgelagertes, absolut trockenes Holz zu verarbeiten. Da dieses Geschäftsverfahren auch für die nächsten Jahre beibehalten wurde, so besass die Firma bis vor kurzem ein Lager von Rohstoffen, das die Production proportionell beiweitem übertraf.

Sobald der erste schwere Anfang glücklich überstanden war, begann für das Unternehmen die Zeit des Blühens und der vollen Kraftentfaltung, und die junge Firma hofft, dass diese Periode lange währen wird, da sie bei strenger Wahrung der Grundprincipien: Reellität und Solidität auch weiterhin nur Erzeugnisse von bester Qualität auf den Markt zu bringen gedenkt. Der Umstand kommt dem Unternehmen sehr zustatten, dass die Firmatheilhaber selbst technisch mithätig sind, wodurch sich die Regiekosten namhaft verringern, andererseits aber die Güte der erzeugten Instrumente infolge der grossen Sorgfalt und Liebe, mit der die Theilnehmer ihre Arbeit verrichten, nur gehoben wird.

Als das Unternehmen gegründet wurde, bestanden die Betriebsstätten aus mehreren kleinen Zimmern, in denen die ersten Claviere erzeugt wurden. Für die wachsende Production wurden diese Räume zu eng, weshalb entsprechende Vergrösserungen vorgenommen werden mussten. Jetzt ist die Fabrik in der via Cavana Nr. 8 in einem Anbaue untergebracht, der zwei Stockwerke umfasst und zweckdienlich eingerichtet ist. Darin befindet sich auch ein eleganter Salon von grosser Ausdehnung, in dem zu gleicher Zeit 80 Claviere Aufstellung finden können. Der Salon ist dem Publicum allgemein zugänglich und gewährt dadurch Gelegenheit, sich von der Qualität der von der Firma hergestellten Instrumente zu überzeugen.

Die «Pianoforte-Baugesellschaft Schandl & Co.» ist heute im Stande, bei forcirter Arbeit und flotter Geschäftsabwicklung per Monat 25—30 Instrumente in den Handel zu bringen. Der Kundenkreis hat sich im letzten Jahre über Istrien hinaus ausgedehnt, und die Gesellschaft liefert nach kaum vierjährigem Bestande bereits überseeisch sowohl nach Dalmatien als auch nach Aegypten und dem Orient. Darin liegt gewiss ein Beweis von der Trefflichkeit ihrer Fabrikate, der dem jungen Unternehmen zu grosser Ehre gereicht und demselben eine bedeutungsvolle Zukunft verheisst.



## GEBRÜDER RIEGER

### K. U. K. HOF-ORGELFABRIK

#### JÄGERNDORF.



Der Ausspruch, dass Intelligenz und Energie unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr genügen, um von unten nach oben zu kommen, ist unrichtig. Dem vorwärts-strebenden Geiste, dem Fleisse und der mit energischem Wollen verbundenen Intelligenz sind auch in unseren Tagen, wo das Capital allmächtig zu sein scheint, die Flügel nicht gebunden. Einen Beweis dafür, dass selbst heutzutage Geld allein nicht maassgebend ist, um bedeutende Schöpfungen hervorzurufen, sondern dies ehrliche Arbeit und rastloses, wenn auch mühevolleres Streben im Vereine mit der nöthigen Fachkenntnis zuwege bringen, liefert die k. u. k. Hof-Orgelfabrik der Gebrüder Rieger zu Jägerndorf in Oesterr.-Schlesien.

Der Vater der gegenwärtigen Firmainhaber betrieb wohl schon früher den Orgelbau in Jägerndorf, doch in einer Weise, die sich nicht über das Handwerksmässige erhob. Er hat im Jahre 1845 das Geschäft in ganz kleinem Maassstabe gegründet. Es geht dies daraus hervor, dass während eines 28jährigen Bestandes bis 1873 nur 32 neue Orgeln, zumeist kleine Werke, gebaut wurden.

Die Söhne lernten beim Vater, zogen aber, erkennend, dass es in dem Geleise, in welchem der väterliche Meister die Kunst betrieb, nicht weiter gehen könne, in die weite Welt. Erst nach Jahren kam der ältere Sohn Otto heim und griff mit zielbewusster Hand in das Geschäft ein. Das Jahr 1873 bot dem strebsamen, für sein Fach begeisterten Manne Gelegenheit, sein Können zu entfalten. Es wurde unter vielerlei Schwierigkeiten eine Orgel ausgestellt, ein Erstlingswerk des jungen Mannes, wofür ihm von den maassgebenden Factoren vollste Anerkennung gezollt ward. Der Erfolg blieb nicht aus. Bald liefen Bestellungen ein, und die väterliche Werkstatt wurde zu klein. Man musste Arbeitsräume miethen, und nach wenig Jahren gab es vollauf zu thun. Mittlerweile war auch der zweite Sohn Gustav heimgekehrt, ausgerüstet mit einem Schatz von Erfahrungen, und trat sofort in das Geschäft ein. Nun wirkten die beiden jungen Leute miteinander, sich in die schwierige Arbeit theilend, aber von dem gleichen Eifer und den gleichen künstlerischen Bestrebungen beseelt.

Das Unternehmen hatte im Inlande mit einem tief eingewurzelten Vorurtheil zu kämpfen und gewann thatsächlich im Auslande früher Boden als in der Heimat. Der gesammte Orgelbau Oesterreichs wurde in den Siebzigerjahren noch ganz rückständig und klein, sozusagen handwerksmässig, betrieben, welcher Umstand wohl mit Schuld an dem Vorurtheile war: Bessere Werke, auf deren Vollkommenheit man Werth legte, wurden vom Auslande bezogen, was allgemein bekannt war; durch das Emporwachsen des Rieger'schen Geschäftes wurde es auf dem ganzen Gebiete rege. Jetzt wird durch den nun einmal gegebenen Impuls im allgemeinen in Oesterreich Besseres geleistet.

Die Weltausstellung in Paris im Jahre 1878 war ein sehr willkommener Anlass, die Leistungsfähigkeit der jungen Firma zu zeigen. Der berühmteste Musikkritiker unserer Zeit, Eduard Hanslick, schrieb über die Rieger'schen Erfolge in Paris: «Mit Stolz blicken die Franzosen auf ihre Meister im Orgelbau. Dies erhöht den Werth der Anerkennung, welche die österreichischen Orgelbauer, Gebrüder Rieger aus Jägerndorf in Schlesien, auf der Pariser Weltausstellung gefunden. Die von Rieger ausgestellte grosse Orgel (Kegelladensystem mit trefflich construirtem Schwellwerk, alles geräuschlos und präzise arbeitend) ist für Norwegen bestimmt, ein günstiger Beleg für das Absatzgebiet dieser sehr jungen Firma, deren Name zum ersten Male auf der Wiener Weltausstellung 1873 auftauchte. Wenn wir Rieger bloss den besten Orgelbauer Oesterreich-Ungarns nennen wollten, hätte das eben nicht viel zu bedeuten, desto mehr zu bedeuten hat sein grosser, echter Erfolg in Paris. Wir werden fortan nicht nöthig haben, Orgeln für Wien aus dem Auslande kommen zu lassen.»

Von dieser Zeit an blühte das Geschäft so rasch empor, dass die vorhandenen Arbeitsräume sich abermals als zu klein erwiesen und die Firma daran gieng, eine Fabrik zu bauen. Ein nahezu 170 ha umfassender Grundcomplex wurde erworben und im Jahre 1879 der Bau begonnen. Das eigentliche Fabriksgebäude ohne die Nebengebäude ist 100 m lang, 21 m breit und zwei Stockwerke hoch. Die ehemalige Dampfmaschine von 40 HP konnte die erforderliche Arbeit nicht mehr leisten, sie musste deshalb einer 125 HP starken Maschine weichen.

Wer die geräumigen Arbeitssäle der Fabrik betritt, geht mit Vergnügen von Maschine zu Maschine und bewundert die Thätigkeit jeder einzelnen. Es stehen heute 3 Hobelmaschinen, 2 Band- und 4 Kreissägen, 3 Bohrmaschinen für Holz, 3 Fraismaschinen, 1 Holzschleifmaschine, 1 Holzdrehbank, diverse Schleif- und Schärfmaschinen zur Holzbearbeitung, 2 Bohrmaschinen für Metall, 2 Stanzen, 2 Gewindschneidemaschinen, 1 Hammerwerk, 1 Drehbank und diverse kleinere Maschinen für die Metallbearbeitung in Verwendung. Besonderes Interesse erregen die Mechanik-Kreissägen, die so fein und zart arbeiten, wie es der feinste Hobel nicht schöner im Stande ist. Mittelst derselben werden die zierlichsten mechanischen Orgelbestandtheile mit geradezu mathematischer Genauigkeit hergestellt. Ein Exhaustor saugt bei jeder einzelnen Maschine alle Holzabfälle auf und führt sie dem Separator zu, der in der Nähe des Dampfkessels seinen Standort hat. Ferner ist eine Dynamomaschine für die Beleuchtung und zur Kraftübertragung, sowie zum Löhnen der Metallpfeifen mittelst elektrischen Stromes installiert.

Die stilgerechten Verzierungen aller Art, welche beim Orgelbaue Verwendung finden, werden durch geübte Bildhauer in der Fabrik geschaffen. Das Comptoir ist so praktisch angelegt, dass man von demselben den grossen Arbeitssaal überblickt. Hierselbst entfalten auch die Zeichner ihre Thätigkeit. Vom Guss der Zinnplatten angefangen bis zur fertigen Zinnpfeife kann man alle Arbeiten verfolgen. Als den Krystallisationspunkt der Fabrik muss man die beiden Orgelsäle bezeichnen. Hier strömen die Erzeugnisse der ganzen Fabrik zusammen und werden zum mächtigen Ganzen zusammengefügt. Jede Orgel wird im Orgelsaale vollkommen fertiggestellt und erst dann in die Welt versendet, wenn sie als der Firma würdig befunden wurde.

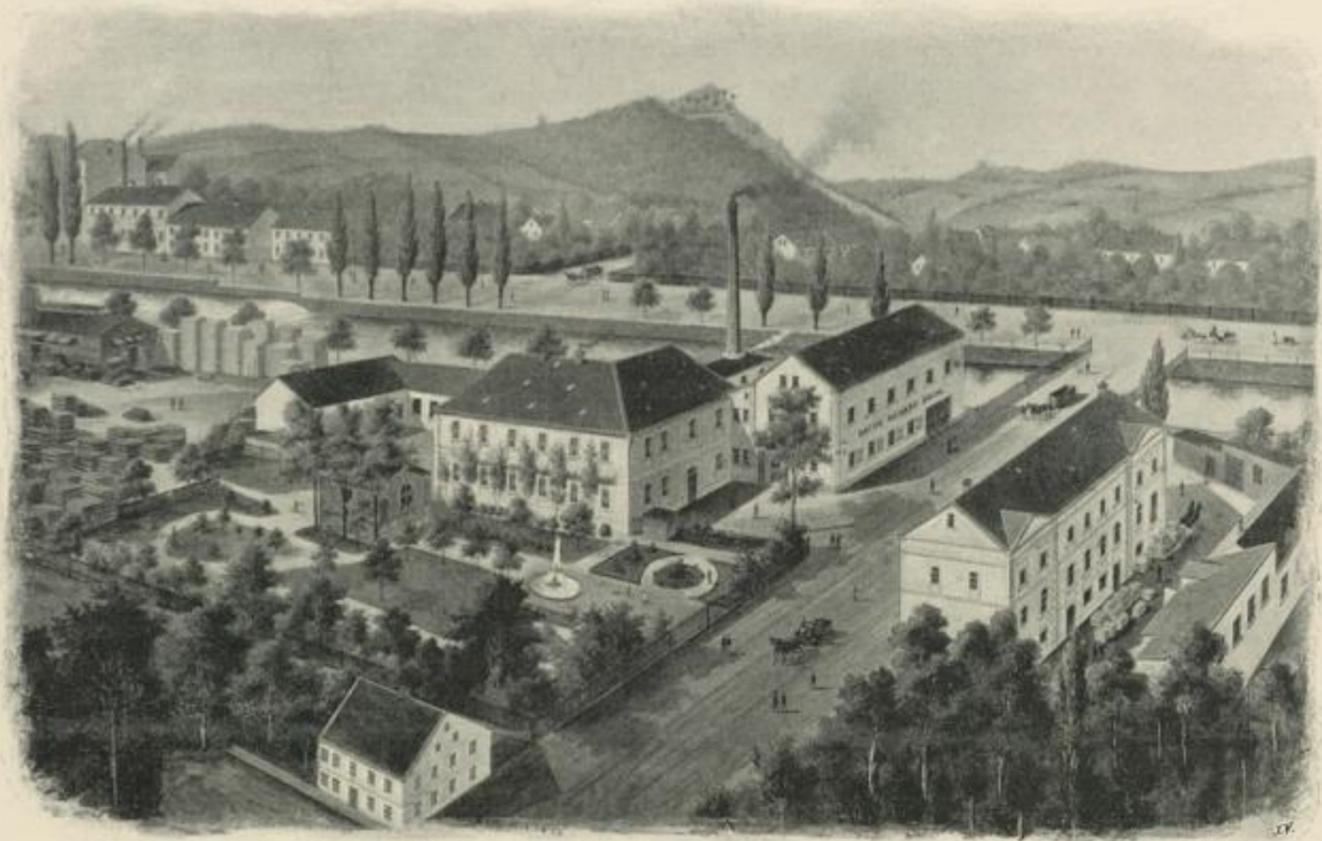
An Material wird nur das vorzüglichste verarbeitet. Ungeheure Holzvorräthe sind aufgeschichtet und werden erst dann in Verwendung genommen, wenn die Garantie vorhanden, dass das Holz vollständig getrocknet ist. Trotzdem gelangt noch alles Holz, das zu Orgeltheilen verbraucht wird, vorher in die Dampftrockenräume, wo die Austrocknung desselben durch Anwendung von Ventilatoren gefördert wird.

Das elektrische Licht hat schon vor Jahren seinen Eingang gefunden. Eine ansehnliche Zahl von Bogenlampen erfüllt die Säle mit Tageshelle, und wo die Bogenlampe sich nicht entfalten kann, sind Glühlichter angebracht. Dampfheizung ist in jedem Raume vorhanden, und mit Dampf wird auch gekocht, gewärmt u. dgl. Heute beträgt die Zahl der Arbeiter 115 bis 125. Die beiden ältesten Gehilfen sind seit 1874, ferner 3 ca. 20 Jahre, 5 über 15 und 11 Arbeiter über 10 Jahre im Etablissement beschäftigt. An Arbeiterwohnungen, die zur Fabrik gehören, ist kein Mangel, auch besteht eine eigene Fabrikskrankencasse.

Nicht weniger als 700 neue Orgeln aus dem Etablissement Rieger haben in Oesterreich-Ungarn, Bosnien, Deutschland, Italien, England, Spanien, Rumänien, in der Türkei, in Norwegen und Russland ihre Standorte gefunden.

In Budapest wurde eine Zweigniederlassung mit einer Werkstätte errichtet. In St. Petersburg, Warschau und Christiania besitzt die Firma Vertretungen. Im Jahre 1888 wurde ihr das Recht zur Führung des kaiserl. Adlers in Siegel und Schild, 1896 der k. u. k. Hofitel und in jüngster Zeit einem der Chefs das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen.

Die Orgeln der Firma Gebrüder Rieger zeichnen sich durch besonders starke Tonfülle, eine bis in das kleinste Detail ausgeglichene Intonation, durch streng charakteristische Klangfarbe der einzelnen Stimmen aus, zu welchen Vorzügen sich noch die stilgerechte Durchführung der Orgelgehäuse gesellt. Die Construirung eigentlicher, aber ungemein leistungsfähiger Gebläse, hervorragende, tief einschneidende Verbesserungen an den Stimmvorrichtungen und anderen Theilen haben den künstlerischen Werth der Orgeln in bedeutendem Maasse erhöht. Die k. u. k. Hof-Orgelfabrik der Gebrüder Rieger in Jägerndorf ist ein höchst ehrendes Denkmal ausdauernden Fleisses, sie ist wohl die grösste existirende Orgelfabrik, und ohne Frage können ihre Werke zu den besten derartigen Erzeugnissen gezählt werden.



## A. R. BREINL

KINDERMUSIKINSTRUMENTEN- UND SPIELWAAREN-FABRIK

GRASLITZ (BÖHMEN).



ie Fabrication von Kindermusikinstrumenten ist ein specieller Industriezweig Oesterreichs, der sich in keinem anderen Lande zu ähnlicher Vollkommenheit ausgebildet hat. Das Deutsche Reich dürfte wohl 90% aller im Weltmarkte verlangten Spielwaaren erzeugen, doch die Fabrication von Kindermusikinstrumenten hat dort, trotz aller Versuche, bis heute nicht festen Fuss fassen können, vielleicht weil die dazu nöthigen Grundbedingungen nicht vorhanden waren.

Graslitz ist seit fast 100 Jahren in hervorragender Weise durch seine Blech-Blasinstrumente und Mundharmonikas, das nahe Schönbach durch seine Streichmusikinstrumente, Zithern etc. bekannt; und da Kindermusikinstrumente ja doch nur Nachbildungen richtiger Trompeten, Violinen, Zithern u. s. w. sind, so war Graslitz durch den vorhandenen Stamm ausgebildeter Arbeiter naturgemäss der Platz, auf welchem sich dieser Industriezweig zu seiner heutigen Blüthe entwickeln konnte. Die ersten Muster kamen Ende der Sechzigerjahre von Paris aus nach Graslitz; von da an waren bis zum Beginne der Siebzigerjahre nur einige mit wenigen Leuten arbeitende Meister beschäftigt, den Artikel ohne irgendwelche Hilfsmaschinen zu erzeugen. Der ungewöhnliche Aufschwung, den die deutsche Spielwaarenindustrie in den Siebzigerjahren nahm, und die gesteigerte Nachfrage, die sich in den von Graslitzer Meistern erzeugten Kindermusikinstrumenten bemerkbar machte, waren die Ursache, dass Anton Richard Breinl im Jahre 1875 zur Gründung einer Fabrik mit Dampf- und Wasserbetrieb schritt. Durch Zuhilfenahme vieler, eigens für diese Zwecke gebauter Maschinen, sowie durch Einbeziehung, respective Einrichtung von Spänglerei, Holzdrechslerei, Tischlerei etc. trug derselbe zum weiteren Ausbau dieser Industrie wesentlich bei. Während in den Sechzigerjahren keine 30 Leute mit der Herstellung von Kindermusikinstrumenten beschäftigt waren, finden heute in genanntem Etablissement über 200 Arbeiter lohnenden Erwerb, während fast ebensoviele zu Hause die Zusammenstellung der in der Fabrik erzeugten Bestandtheile besorgen.

Der grösste Theil der Erzeugnisse wird nach allen Theilen der Erde exportirt, hauptsächlich nach England und seinen Colonien, Nordamerika, in das Deutsche Reich und auch nach Frankreich. Der Export in das letztere Land ist um so bemerkenswerther, als ja von dort aus die Fabrication des Artikels ihren Ausgang nahm.

Die Firma erhielt Preismedaillen zu Paris 1878, Teplitz 1879, Graz 1880 und Melbourne 1880. Sie unterhält Musterlager und Vertreter in den Hauptplätzen der Welt.

A. OSMANEK  
MUSIKINSTRUMENTEN- UND SAITEN-FABRIK  
SCHÖNBACH (BÖHMEN).



er Gründer der handelsgerichtlich protokollierten Firma A. Osmanek, Musikinstrumenten- und Saitenfabrik in Schönbach, einer Stadt im politischen Bezirke Eger in Böhmen, ist Anton Osmanek. Derselbe betrieb anfangs das Webereigewerbe und beschäftigte ca. 300 Weber. Durch den rapiden Niedergang der Handweberei fühlte sich Anton Osmanek veranlasst, einen neuen Erwerbszweig zu ergreifen. In dieser Hinsicht wurde er unterstützt von seiner Frau Anna Osmanek. Dieselbe stammt nämlich aus der alten Familie Fuchs, deren Mitglied Johann Fuchs schon im Jahre 1815 seidene E-Saiten für Violine, sogenannte Quinten, verfertigte und im Jahre 1849 auch die Darmsaitenerzeugung begann und mit bestem Erfolge betrieb.

Angeregt von seiner Frau, begann nun Anton Osmanek im Jahre 1858, seidene E-Saiten, Quinten, für Violine, zu erzeugen, und zwar mit 2—3 Hilfspersonen. Das Product war gut, und der Absatz ward immer grösser. Zuerst lieferte Anton Osmanek seine Saiten bloss an die Musikinstrumenten- und Saitenhändler der Umgebung, erst später begann der Versandt an die auswärtigen Händler. Anfangs wurden, den damaligen primitiven maschinellen Einrichtungen entsprechend, auch nur wenig Saiten erzeugt, so z. B. von zwei Arbeiterinnen in einem Tage höchstens 200 Stück in der Länge von 6 m. Dagegen werden jetzt mit einer Maschine, die von zwei Arbeiterinnen bedient wird, in einem Tage mit zehnstündiger Arbeitszeit 500 Stück zu 6 m Länge fertiggestellt.

Die seidenen Saiten sind auch jetzt noch ein Haupterzeugnis der Firma; sie werden, wie schon erwähnt, als Quinten für Violine, wegen ihrer ausgezeichneten Haltbarkeit aber auch zu anderen Zwecken, z. B. als seidene Schnüre in hydrographischen Instituten u. s. w. verwendet.

Der Ruf, welchen die Firma A. Osmanek erlangte, wurde begründet und gefestigt durch die kaufmännische Tüchtigkeit der Söhne des Gründers der Firma.

Im Jahre 1867, am 6. April, gieng der älteste Sohn, Josef Osmanek, nach Wien in den Dienst des Wiener Grosshandlungshauses J. C. Machanek & Comp., wo er eine lange Reihe von Jahren verblieb. Durch rastlose Thätigkeit und Geschicklichkeit, ausserordentlichen Pflichteifer und Pünktlichkeit gewann er als Buchhalter bald das Vertrauen seiner Chefs und erhielt später den Auftrag, als Vertreter der Firma Ungarn und die Balkanstaaten zu bereisen. Ja, er erhielt von seinem Chef sogar die ausnahmsweise Erlaubnis, die Firma seines Vaters A. Osmanek in Schönbach auf seinen Reisen mit vertreten zu dürfen. So schwer es anfangs für ihn war, irgendwelche Geschäfte im Interesse seines Vaters abschliessen zu können, so wurde auf diesen Reisen doch der Grund gelegt für die ausgedehnten Verbindungen der Firma A. Osmanek in Ungarn und den angrenzenden Ländern.

Nach einiger Zeit giengen auch die beiden Brüder des Josef Osmanek, Johann und Vincenz Osmanek, nach Wien und wurden ebenfalls bei der Firma J. C. Machanek & Comp. angestellt. Auch diese beiden zeichneten sich durch tadellose Diensterfüllung aus. Nach vierjähriger Thätigkeit in Wien musste Johann Osmanek 1871 nach Schönbach zurückkehren, um seinen Vater im Unternehmen zu unterstützen. Die geschäftlichen Räume, als Waarenlager, Comptoir etc., wurden in musterhafter Weise eingerichtet und die Geschäftsführung sowie die Fabrication der Saiten und Musikinstrumente für den Exporthandel vorbereitet.

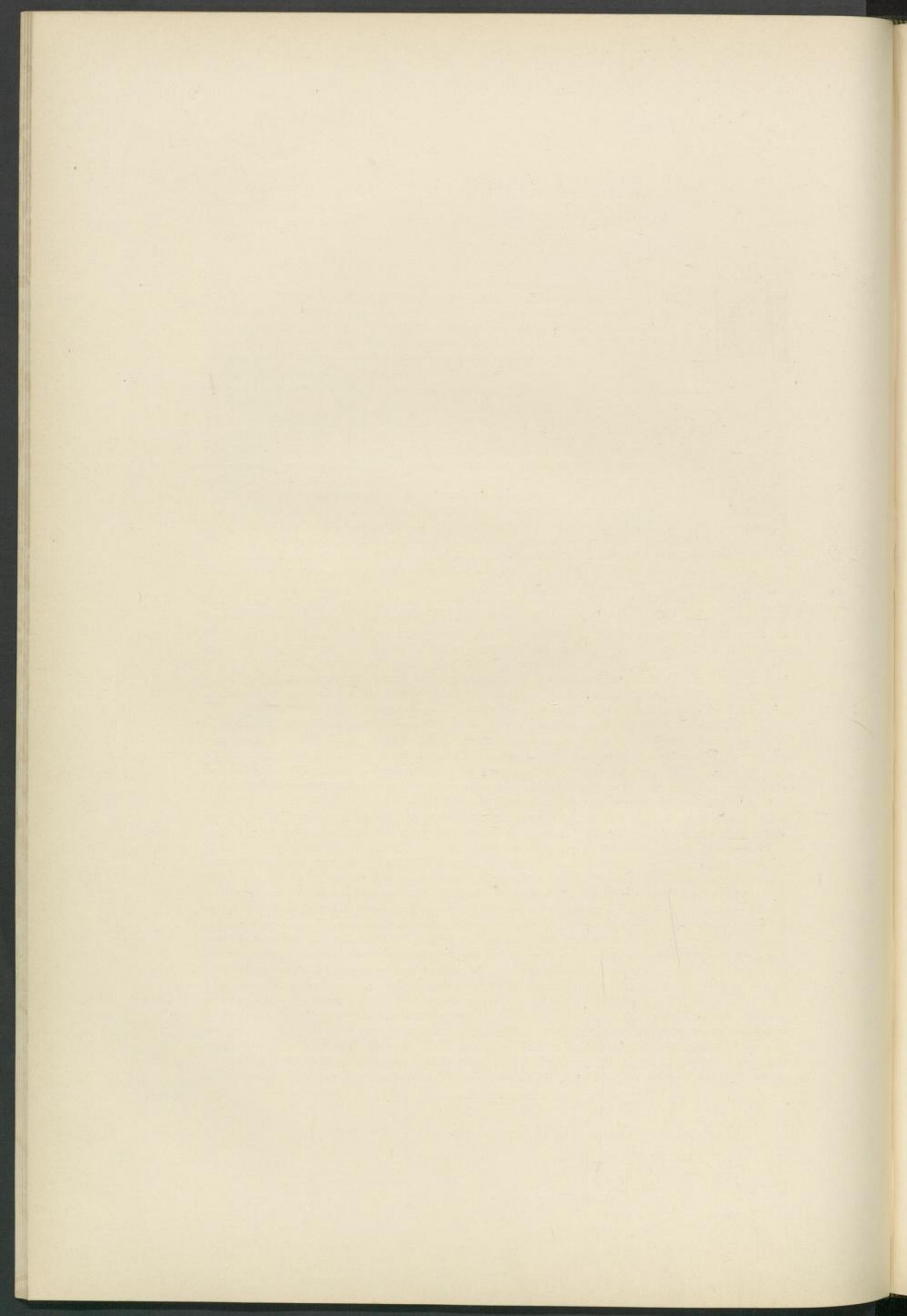
In der That stieg nun A. Osmanek's Unternehmen auf eine respectable Höhe; die geschäftlichen Verbindungen wurden immer grösser; Absatzgebiete waren nicht nur alle europäischen Länder, sondern auch die überseeischen und im besonderen die wichtigsten Plätze Nordamerikas.

Es kam nun Vincenz Osmanek aus Wien, und als Johann kränklich wurde, blieb auch Josef Osmanek schliesslich nichts übrig, als von seinem Wiener Hause seine Entlassung zu erbitten.

Mit vereinten Kräften wurde fleissig gearbeitet. Die Firma A. Osmanek kam in Verbindung mit den besten Häusern der Musikinstrumentenbranche im In- und Auslande. Nun gieng man daran, die Erzeugung von Instrumenten, die bis jetzt in Schönbach nicht verfertigt wurden, daselbst einzuführen. Es ist speciell das Verdienst von Johann Osmanek, in Schönbach die Erzeugung von Ziehharmonikas (Accordeons) eingeführt zu haben (1894). Er begab sich nach Hamburg, sowie in die sächsischen Nachbarstädte, um die Fabrication der Accordeons zu studiren und Arbeiter anzuwerben. Der Plan glückte. Die Accordeons wurden viel gekauft und erwiesen sich als gut. Später wurden auch Ziehharmonikas nach Wiener Muster erzeugt.

Eben ist die Firma A. Osmanek im Begriffe, eine ganz neuartige Construction einer Ziehharmonika patentiren zu lassen. Weiters besitzt sie ein Patent in den meisten europäischen Staaten und in Amerika auf Neuerungen in Trommeln. Die Producte der Fabrik wurden auf mehreren Ausstellungen prämiirt.

Die jetzigen Inhaber der Firma sind Dr. Franz Junger und B. Tuschina. Die Firma hat eine Filiale in Temesvár in Ungarn und eine in Markneukirchen in Sachsen. Markneukirchen ist das Centrum der vogtländischen Musikinstrumenten-Industrie und wohl jedem Musiker und Musikinstrumentenhändler der ganzen Welt bekannt.



DIE  
WAAGEN- UND GEWICHTE-FABRICATION.

VON  
ALBERT SCHEMBER,  
GROSS-INDUSTRIELLER.

---

THE  
WAGNER AND CEVICH THEATRE



### DIE WAAGEN- UND GEWICHTE-FABRICATION.



gross ist die Zahl und mächtig die Bedeutung der Umwälzungen und Errungenschaften, welche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens während der glorreichen, halbhundertjährigen Regierungsperiode unseres erhabenen und geliebten Monarchen zu verzeichnen sind.

Was sich Jahrhunderte hindurch bis zum Beginne dieser Periode in der Urform bewahrt hatte, existirt heute kaum mehr in der Erinnerung weniger Alter und ist durch Neuere — Besseres ersetzt; Dinge, mit deren Herstellung vor 50 Jahren einige wenige Handwerker beschäftigt waren, zählen heute zu den bedeutendsten Industrie- und allgemeinsten Bedarfsartikeln, und Erfindungen, von welchen man sich vor einem Menschenalter noch nichts träumen liess, sie bewegen heute die Welt, und Millionen fleissiger Hände sind mit ihrer Ausbeutung beschäftigt, während andere Millionen deren Segnungen geniessen.

Der Historiker, welchem einst die Aufgabe zufallen wird, über das halbe Säculum zu berichten, während dessen — mild und weise — unser gütiger Kaiser das Scepter über dem schönen Oesterreich führte, wird schreiben: «Es war eine grosse Zeit!»

Und sie war gross, diese Zeit! Gross und von heute auf vielen Gebieten noch nicht absehbarer Bedeutung waren aber auch die Ereignisse nicht allein im staatlichen und gesellschaftlichen Leben der Völker, sondern auch und zuvörderst auf dem Boden der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie.

Ueberall und allerwegen jagten sich in den letzten 50 Jahren und jagen sich heute noch die Entdeckungen und Erfindungen, und fast scheint es, als ob das Wort «Unmöglichkeit» in nicht allzu fernen Tagen — als antiquirt — aus dem Wortschatze der Menschheit beseitigt werden sollte.

Eine Maassregel von der weittragendsten Bedeutung war die Einführung der metrischen Maasse und Gewichte. Wie mit einem Schlage vereinfachten sich die Verrechnungen im Handel und Verkehre, und man musste nicht mehr Rechenkünstler sein, um feststellen zu können, was die Bruchtheile des Centners einer Waare kosten, deren Pfundpreis 45 Kreuzer Münz betrug. Die bis ins kleinste durchgeführte Theilung durch 10 traf jeder.

Dass diese Umwälzung nicht ohne Einfluss auf die Mess- und Wägeinstrumente und auf deren Erzeugung blieb und bleiben konnte, ist klar.

In erster Linie führte sie zur Herstellung der nach dem ihr von den Erfindern Rolle und Schwilgüe zu Grunde gelegten System benannten Decimalwaage. Es war dies damals die einzige transportable und — bei genügend präciser Ausführung — auch verlässliche Waage zum Verwägen von Lasten, welche

für die gleicharmigen Balkenwaagen zu schwer oder zu voluminös waren. Die letzteren selbst hatten keine Veränderung erfahren seit jenen Zeiten, wo sie die Alten als Attribut der Justitia in Stein meisselten. Lasten von besonderer Grösse und namentlich solche von bedeutendem Volumen — es waren dies hauptsächlich die breitgeladenen Heu- und Strohfuhrn — verwog man mittelst entsprechend massig angefertigter, gewöhnlich am Giebel irgend einer Scheune angebrachter, sogenannter römischer oder Schnellwaagen, indem man die vier von der Waage herabhängenden Ketten an den Achsenenden der Heu- oder Strohwagen (andere Lastfuhrwerke kamen selten in Betracht) befestigte, diese dann mittelst eines Windwerkes, welches später beseitigt wurde, hob, und das Gewicht der also frei schwebenden Wagen durch das Verstellen der Kugel am langen Balken der Waage ermittelte.

Dass diese Manipulation eine äusserst mühsame und zeitraubende war, bedarf wohl keiner weiteren Erhärtung, ebenso ist es einleuchtend, dass die Wägeregebnisse bei den «Schnellwaagen», die den Beinamen «römische» dem Umstande verdanken, dass sie thatsächlich schon von den alten Römern in ganz gleicher Form gekannt und benützt wurden, nur sehr geringen Anspruch auf Genauigkeit und Verlässlichkeit machen konnten.

Im allgemeinen — insbesondere aber, wo es sich um werthvollere Materien handelte als um Heu oder Stroh — zog man es daher vor, die Wagenlast partienweise auf der Decimalwaage abzuwiegen und so deren Gewicht, wenn auch langsamer, so doch genauer, als es mit der Schnellwaage möglich war, festzustellen.

Die Decimalwaage blieb also als wichtigstes Wägemstrument stets im Vordergrund und wird auch zu gewissen Zwecken, allerdings vielfach verbessert und vervollkommenet, auch heute noch allenthalben mit Vorliebe angewandt.

Um die Mitte der Fünfzigerjahre gelang es dann, eine Waage herzustellen, die mit beladenen Strassenfuhrwerken befahren werden konnte, und fast gleichzeitig entstanden die ersten Brückenwaagen, die stark genug gebaut waren, um mit denselben auch Eisenbahnfahrzeuge mit ihrer vollen Ladung auszuwiegen.

Das Verdienst dieser Erfindungen gebührt den Oesterreichern. Dass dieselben in der Praxis rasch Anwendung fanden, förderte der Umstand, dass zu jener Zeit wichtige Bahnlinien, wie die Südbahn und Kaiserin Elisabeth-Westbahn, eben im Bau begriffen waren, während die alten Bahnen ihr Netz stetig erweiterten.

Damals gieng auch Conrad Schember, ein Wiener Gewerbetreibender, welcher der seinerzeitigen Genossenschaft der Waagmacher angehört hatte, als Erster am Continente daran, Waagen fabrikmässig herzustellen, um der regen Nachfrage genügen zu können, welche insbesondere darauf zurückzuführen war, dass jede neu entstehende Station mit Waggon-, Strassenfuhrwerks- und Gepäckswaagen ausgerüstet wurde und auch die Industrie- und sonstigen Unternehmungen das Bedürfnis empfanden, ihre Wägemanipulationen zu regeln oder zu vereinfachen.

Der damals neu gegründete Industriezweig erstarkte seither in aller Herren Länder mächtig, hat sich aber — zu Oesterreichs Ehre sei es gesagt — nirgends zu solcher Blüthe entwickelt, wie bei uns. Dies ist nicht zuletzt dem erwähnten Wiener Kleingewerbetreibenden und nachmaligen Waagenfabrikanten zu danken, der sich nicht mit dem Ruhme begnügte, der Begründer eines ganz neuen und höchst wichtigen Zweiges der Gross-Industrie geworden zu sein, sondern auch mit Erfolg thätig war, diesen Zweig zu höchster Blüthe zu bringen.

Gar bald und höchst unliebsam wurde bei nach dem Decimalsysteme hergestellten Waagen der Uebelstand empfunden, dass bei denselben der zehnte Theil der grossen Lasten, die zur Verwägung gelangten, in effectiven gusseisernen Gewichten auf die hiefür bestimmte Schale gehäuft werden musste.

Man war daher bestrebt, hierin Abhilfe zu schaffen, was auch dem Franzosen Sagnier durch die Erfindung seiner Centimalwaage gelang. Bei den Sagnier- oder Centimalwaagen bedurfte man zum Auswägen einer Last bloß mehr des hundertsten Theiles derselben an effectiven Gewichten.

Das eigentliche Sagnier-System — eine Combination des Centimalwägeverfahrens mit dem später zu besprechenden Laufgewichtssystem — blieb in seiner Anwendung auf die transportablen Waagen beschränkt, wogegen das reine Centimalsystem die Grundlage zur Entwicklung der stabilen Brückenwaagen wurde.

Das Jahr 1876 brachte nebst der obligatorischen Einführung der metrischen Maasse und Gewichte für Oesterreich auch die Neuerung, dass jedes Mess- und Wäginstrument, insoferne es nicht ausschliesslich für den Privatgebrauch des Besitzers diene, der behördlichen Ueberprüfung — der Aichung — unterzogen werden musste, und zwar in der Weise, dass jede neue nicht für den Privatgebrauch bestimmte Waage geächt und nach Ablauf von je zwei Jahren wieder geächt wurde.

Diese Maassregel war aus dem Grunde zu begrüssen, weil durch dieselbe manchem Unfuge Einhalt geboten wurde.

Aus dem gleichen Anlasse war verfügt worden, dass jede Neuerung an Waagen, wenn sie sich auf mehr als die blossе Ausstattung derselben erstreckte, vor ihrer Einführung erst behördlich auf ihre Zweckdienlichkeit geprüft werden müsse, und dass kein Wäginstrument dem öffentlichen Verkehre übergeben werden dürfe, dessen System und Bauart nicht seitens der k. k. Normalaichungscommission — dies der Titel der obersten Aichbehörde — als zulässig erklärt worden sei.

Wenn auch durch diese behördlichen Maassnahmen das Aufkommen technisch minderwerthiger Erzeugnisse von vorneherein nicht unmöglich gemacht wurde, so haben sich diese Einrichtungen im grossen und ganzen für die Entwicklung der österreichischen Waagenfabrication doch als förderlich erwiesen.

Bald war auch die Sagnier-Waage überlebt, und an ihre Stelle trat die Laufgewichts-Scalawaage, so geheissen, weil bei ihr die Grösse der Last durch das Verschieben einer Messingkugel auf einem Stahlbalken festgestellt wird, welcher eine gleiche Theilung — die sogenannte Scala — enthält. Diese Scala beginnt bei 0 kg und steigt, je nach der Grösse der Waage in geringeren oder grösseren Abständen, bis zur vollen Wägefähigkeit derselben. Die Höhe der Belastung wird einfach durch das Ablesen jener Ziffer ermittelt, bei welcher sich das Laufgewicht im Momente der Balance befindet.

Nebst der ausserordentlichen Einfachheit, Mühelosigkeit und Schnelligkeit der Manipulation, welche das Laufgewichtssystem auszeichnet, und abgesehen davon, dass dasselbe auch bei kleinen Waagen Anwendung finden kann und in der Praxis thatsächlich auch findet, bietet eine Waage mit Laufgewicht und Scala noch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, dass bei ihr die Irrthümer, welche bei den Decimal- und Centimalwaagen beim Addiren und Multipliciren nur allzuhäufig unterlaufen, ausgeschlossen sind.

Es ist unter diesen Verhältnissen erklärlich, dass die Laufgewichts-Scalawaagen alle Systeme, bei welchen effective Gewichte in Verwendung kommen, nach und nach verdrängen. Sehr viel zur Beschleunigung dieses Processes wird der Umstand beitragen, dass in neuerer Zeit das System des Laufgewichtes noch dadurch verbessert wurde, dass an dem Scalabalken eine sogenannte Registrirvorrichtung angebracht wird.

Durch die letztere erscheinen auch die Irrthümer, welche bei den Laufgewichtswaagen etwa durch falsches Ablesen des Gewichtes vom Scalabalken vorkommen können, vollkommen ausgeschlossen, weil durch diesen ebenso einfach wie sinnreich construirten Apparat das Gewicht der Last auf eigens angefertigten Kärtchen deutlich und bleibend eingepreßt wird, was — und das ist besonders wichtig — zu jeder Zeit eine genaue Controle aller stattgehabten Wägemanipulationen ermöglicht.

Wie vortrefflich und zweckdienlich diese Registrireinrichtung ist, erhellt wohl am besten daraus, dass einzelne Waagengattungen, und unter diesen namentlich stabile Brückenwaagen, heute nahezu ausschliesslich mit diesem Apparate ausgestattet erzeugt werden.

Parallel mit der eben geschilderten Entwicklung des Wägesystems schritt aber auch die Entwicklung der mechanischen Einrichtung aller Brückenwaagengattungen vor, so dass dieselbe namentlich bei uns heute eine Höhe einnimmt, die fast nicht mehr steigerungsfähig scheint.

Es würde den Rahmen dieser Skizze weit überschreiten, sollte der Werdegang der technischen Vervollkommnung der einzelnen Brückenwaagentypen auch nur in seinen wichtigsten Phasen geschildert werden, und es sei daher nur auf jene Veränderungen in der mechanischen Einrichtung verwiesen, die von wirklich einschneidender Bedeutung für die betreffende Waagengattung waren.

Hierher gehören vor allem die vielartigen Sperr- und Arretirungsvorrichtungen, welche an den verschiedenen transportablen Brückenwaagen zum Schutze der empfindlichsten und wichtigsten Theile des Mechanismus, zur Erhöhung der Dauerhaftigkeit derselben angebracht wurden; hierher gehören die

Entlastungsvorrichtungen bei den diversen kleineren stabilen Brückenwaagen, und auch die Auslösungsvorrichtungen bei den Fuhrwerks- und Eisenbahnfahrzeugswaagen, auf welche wir noch zurückkommen werden, fallen in dieses Capitel.

Von mehr als gewöhnlicher Bedeutung war die Umgestaltung, welche die Eisenbahnwaggonwaagen im Laufe der Jahre erfuhren, und deshalb sei dieselbe hier in eine etwas hellere Beleuchtung gerückt.

Bis zum Jahre 1880 war bei jeder zum Abwägen von Eisenbahnwaggon bestimmten Waage das Vorhandensein eines separaten Sturzgeleises, sehr häufig auch einer eigenen Drehscheibe, eine unerlässliche Bedingung, weil eben die Waagen, deren Tragfähigkeit 20.000 *kg* nicht überschritt, mit den ca. 40 Tonnen schweren Maschinen aus Sicherheitsrücksichten nicht befahren werden konnten.

Was dies namentlich für eine Bahn, die nahezu in jeder Station mindestens einer Waggonwaage für eigene Zwecke bedarf, bedeutete, wird sofort klar, wenn man nicht allein die Kosten der Herstellung dieses Sturzgeleises und der eventuellen Drehscheiben, sondern auch, und nicht zuletzt, den Werth der für diese Anlagen nothwendigen, häufig gar nicht kleinen Grundstücke bedenkt.

Im genannten Jahre gelang es, beiläufig bemerkt, wieder der bereits einmal gedachten, inzwischen freilich schon bedeutend gewordenen Wiener Firma, die erste Waggonbrückenwaage ohne Geleiseunterbrechung herzustellen und damit der Fabrication von Waagen für Eisenbahnfahrzeuge eine ganz neue Richtung zu geben.

Der besondere Werth dieser Erfindung, vom eisenbahntechnischen Standpunkte aus betrachtet, liegt darin, dass diese Waagen in jedes Hauptgeleise eingeschaltet werden können und — auch von dem stärksten Verkehre über das betreffende Geleise — unberührt bleiben.

Diese Waggonbrückenwaagen wurden bald darauf noch mehr vervollkommnet, indem es gelang, das Problem zu lösen, wie bei leichter Entwässerung und grösster Betriebssicherheit ein einfaches und billiges Fundament construirt werden kann.

Die Eisenbahntechniker aller Herren Länder acceptirten denn auch diese Erfindung sofort, so dass heute in den meisten Culturstaaten die Waggonbrückenwaagen ohne Geleiseunterbrechung in Verwendung stehen.

Damit ist aber die Zahl der Verdienste der österreichischen Waagentechnik auf diesem Gebiete noch keineswegs abgeschlossen, und verdienen besonders die Erfindungen, welche den Schutz der Arbeiter im Auge hatten, bedeutende Anerkennung.

Wir müssen da auf die bereits erwähnten Auslösungsvorrichtungen zurückkommen, deren eigentlicher Zweck der ist, den Waagmechanismus, hauptsächlich dessen empfindlichste Theile, von deren gutem Zustande die Genauigkeit der Functionen einer Waage in erster Linie abhängt, gegen die schädliche Erschütterung, die das Befahren der Waagbrücke hervorbringt, zu schützen.

Mittelst dieser Auslösungsvorrichtungen wird die Waagbrücke nach erfolgter Belastung, das heisst, wenn dieselbe mit dem zur Abwägung bestimmten Wagen oder Waggon befahren ist, aus ihren Ruhepunkten gehoben und nach erfolgter Wägemanipulation wieder in dieselben zurückgebracht.

Von solchen Auslösungsvorrichtungen bestehen zahlreiche Arten, unter welchen die Zahnradketten-Auslösung für Strassenfuhrwerks- und die Zahnstangen- sowie die mechanische Wasserdampf- oder Luftdruck-Auslösung für Waggonwaagen die vollkommensten sind.

Dieselben verbinden nämlich die höchste Betriebssicherheit mit der grössten Einfachheit, Raschheit und Mühelosigkeit der Manipulation.

Der bei den Auslösungsvorrichtungen lange empfundene Uebelstand, dass, wenn infolge eines Zufalles oder einer Unvorsichtigkeit die Kurbel der Auslösung den Händen der gerade mit dem Wägen beschäftigten Person entglitt, die noch belastete Waagbrücke sich rasch senkte, wobei die Kurbel mit Vehemenz zurücklief, führte vor einigen Jahren zur Erfindung der heute überall, wo auf Betriebssicherheit Werth gelegt wird, an den Brückenwaagen angebrachten Sicherheitskurbel, die mittelst eines sinnreichen Mechanismus in dem Momente von selbst innehält, in welchem sie der Hand entgleitet oder von derselben absichtlich losgelassen wird.

Welcher Vortheil damit verbunden ist, wird erst recht klar, wenn man bedenkt, dass der Wägemanipulant, dem die Kurbel der Auslösung entgleitet, fast unwillkürlich wieder nach derselben hascht, was

bei der Raschheit und Gewalt, mit der die Rückdrehung erfolgt, nicht nur Verletzungen der Hand, sondern zuweilen geradezu die Invalidität der Person zur Folge hatte.

Wir haben in vorstehender Skizze den Aufschwung und die heutige Vollkommenheit der Brückenwaagen-Industrie und deren Erzeugnisse geschildert, und es ist im höchsten Maasse erfreulich, constatiren zu können, dass die Entwicklung der Fabrication der kleineren Waagen dabei nicht zurückgeblieben ist.

Von geradezu epochaler Bedeutung für die Waagenindustrie war die in den Beginn der Siebzigerjahre fallende Erfindung der oberhalbigen Balance- oder Tafelwaage, die heute fast überall an die Stelle der viel Raum beanspruchenden stehenden Balkenwaagen getreten ist, und welche die früher hauptsächlich bei Händlern mit Specereien allgemein gebrauchte Holländerwaage nahezu vollständig verdrängt hat.

Von hohem Interesse ist ferner für den Sachverständigen und geradezu unfasslich für den Laien die Entwicklung der Präcisionswaagen-Industrie, für die es heute ein Kinderspiel ist, Waagen herzustellen, die dem Chemiker und Analysator mit der denkbar grössten Sicherheit und Genauigkeit das Gewicht von «Lasten» anzeigen, die etliche Zehntausendstel eines Grammes nicht übersteigen.

Von allgemeiner Bedeutung und noch höherem Interesse sind die zahlreichen und zum Theile recht bedeutenden Erfindungen auf dem Gebiete der automatischen Wägemittel, von welchen einzelnen heute schon eine grosse Zukunft prophezeit werden kann, umsomehr als sich die davon im praktischen Gebrauche befindlichen zahlreichen Exemplare vollständig bewähren.

Zuvörderst sind da von Wichtigkeit diejenigen Wäageapparate, welche, auf den verschiedensten und gedankenreichsten Principien basirend, zur selbstthätigen und ungemein schnellen Feststellung und Verzeichnung des Gewichtes gleichartiger Waarenmassen dienen.

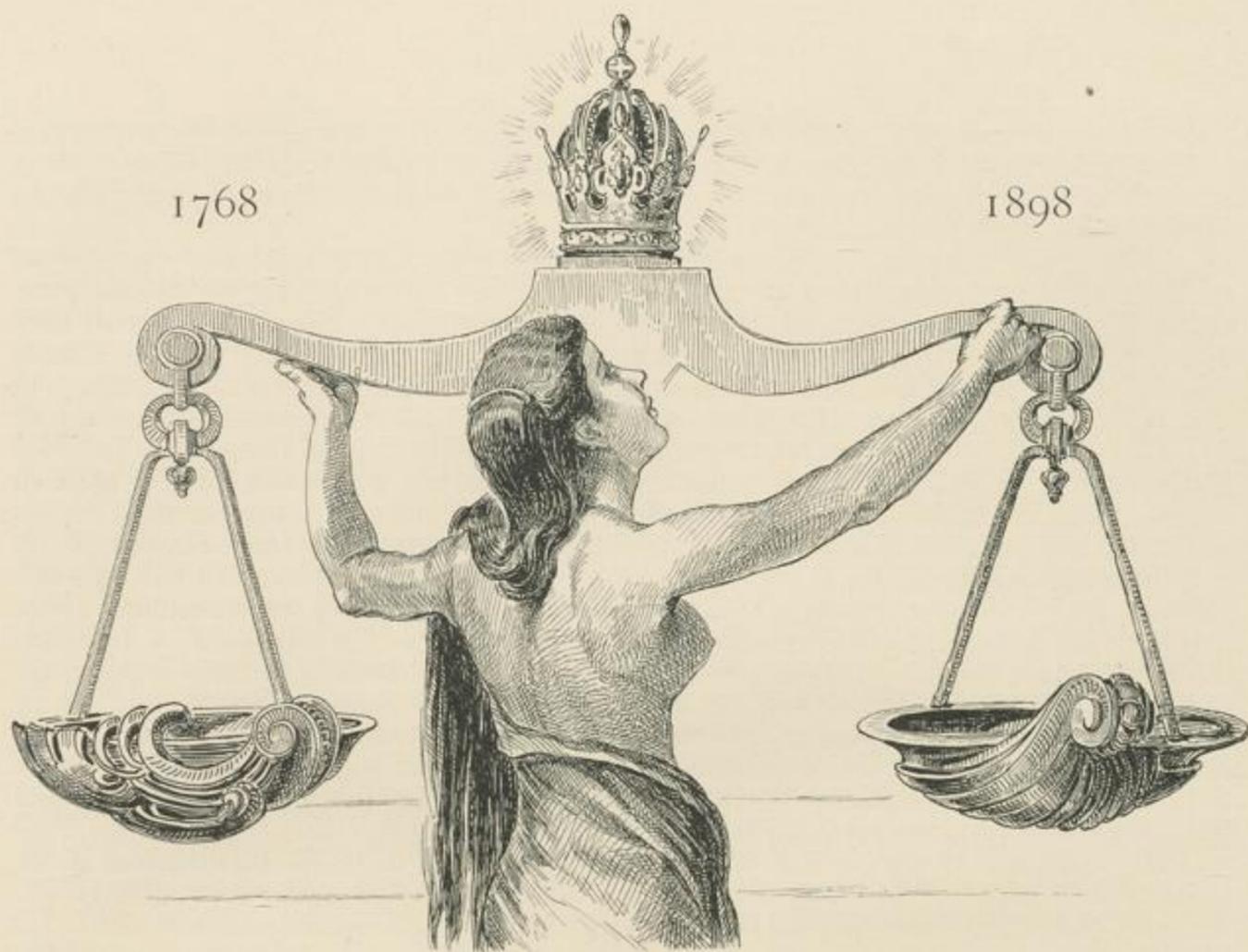
Wir haben dabei hauptsächlich die automatischen Decimalwaagen für Kornfruchtwiegungen, die automatischen Rübenwaagen für die Zuckerfabrication, die automatischen Gips-, Cement- und Kohlenwaagen, die elektro-automatischen Salz- und Malzwaagen, welche insgesamt bereits als gebrauchstüchtig erprobt sind, im Auge, sind aber überzeugt, dass auch andere, bisher wenig oder gar nicht erprobte Erfindungen auf diesem Gebiete in kurzer Zeit ihre Vollwerthigkeit bewiesen haben werden.

Aus der vom Scheunengiebel herabbaumelnden Schnellwaage, wie sie beim Regierungsantritte unseres geliebten Kaisers zum Wägen grösserer und umfangreicher Lasten üblich war, hat sich die Fuhrwerks-, Waggon- und Locomotivwaage entwickelt; Gegenstände, die vordem überhaupt nicht oder nur unvollkommen auf ihre Quantität geprüft wurden, wägen sich heute vermittelst der automatischen Waagen mit ausserordentlicher Raschheit und Sicherheit geradezu von selbst, ein mächtiger Industriezweig ist geworden, was vor 50 Jahren von wenigen kleinen zünftigen Handwerksmeistern mit geringen Mitteln und zumeist noch geringerem Verständnisse betrieben wurde.

Doppelt erfreulich dabei ist für uns, dass Oesterreich in der Waagenindustrie alle anderen Staaten weit überragt.

Allerdings steht Oesterreich, was den Waagenexport anbelangt, hinter anderen Staaten und namentlich hinter Deutschland mit seinen ungleich günstigeren und billigeren Productionsverhältnissen zurück — wo immer in der Welt aber der Hauptwerth nicht auf die Niedrigkeit des Preises einer Waage, sondern auf deren Solidität, Dauerhaftigkeit und Gebrauchstüchtigkeit gelegt wird, dort kommt das österreichische Waagenfabrikat zur Geltung, dessen Vorzüge in Indien und Japan ebenso sehr wie im fernsten Westen, am Belt nicht minder als an den Ufern des Nil bekannt und geschätzt sind.





JOSEF FLORENZ  
K. U. K. HOFLIEFERANT  
WAAGEN- UND GEWICHTE-FABRIK  
WIEN.

**D**ie Florenz'sche Fabrik ist im besten Sinne in Oesterreich-Ungarn populär, sie ist die erste und älteste am Wiener Platz und hat ihren Ruf durch mehr als hundertjährige Arbeit erworben. Schon im Jahre 1768 hat Anton Kühne in der schlichten Art der damaligen Zeit seine Waagen und Gewichte erzeugt und ist so zum Begründer einer der blühendsten Unternehmungen der Monarchie geworden. Sein Gewerbe gedieh, und unter seiner Leitung bildete sich eine Reihe von Gehilfen heran, aus welcher der geschickteste und tüchtigste, Florenz mit Namen, sein Nachfolger im Geschäfte werden sollte.

Dieser erste Florenz war der Stammvater einer Familie, in deren Besitz die Unternehmung bis auf den heutigen Tag ununterbrochen geblieben ist, immer geführt, entwickelt und gehoben von einem Mitgliede dieses Geschlechtes. Es nimmt daher nicht Wunder, dass bei dieser, dem Gedeihen der Firma besonders förderlichen Thatsache der Name «Florenz» in der Geschäftswelt einen guten Klang hat und überall dort ehrenvoll genannt wird, wo die alterprobten und die besten Industrien der Monarchie aufgezählt werden. In dem Jubeljahre 1898 ist es somit auch beziehungsweise, dass die Firma Florenz, in der Regierungszeit der Ahnherrin des habsburg-lothringischen Kaiserhauses gegründet, unter dem Schutze von sämtlichen glorreichen Regenten dieses hohen Herrscherhauses sich fortschrittlich entwickeln konnte. Die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften sind mit Verständnis benützt worden, und die immer steigenden commerziellen Erfolge des Unternehmens bildeten einen stets sich wiederholenden Antrieb zu neuer Thätigkeit.

Seit dem Jahre 1807 führt das Unternehmen den Namen «Florenz», und nach glücklicher Ueberwindung der damaligen, durch die Kriege hervorgerufenen ungünstigen Geschäftsverhältnisse konnte sich das Etablissement in den folgenden Friedensperioden ruhig und in solider Weise ausgestalten. In die fünfzigjährige Regierungsepoche unseres glorreichen Monarchen fällt jedoch das besondere Aufblühen der Fabrik. Gleichwie Oesterreich-Ungarn während dieser Zeit sich verjüngt und zu einem modernen Staatswesen im besten Sinne des Wortes entwickelt

hat, so hat sich auch die österreichische Industrie auf völlig neue technische und wirtschaftliche Grundlagen gestellt und ist dank des Schutzes von Allerhöchster Stelle eine wirtschaftliche Macht und der Stolz unseres Vaterlandes geworden. In dieser segensreichen Regierungsepoche trat die Florenz'sche Fabrik in die Reihe der grossindustriellen Betriebe des Kaiserreiches.

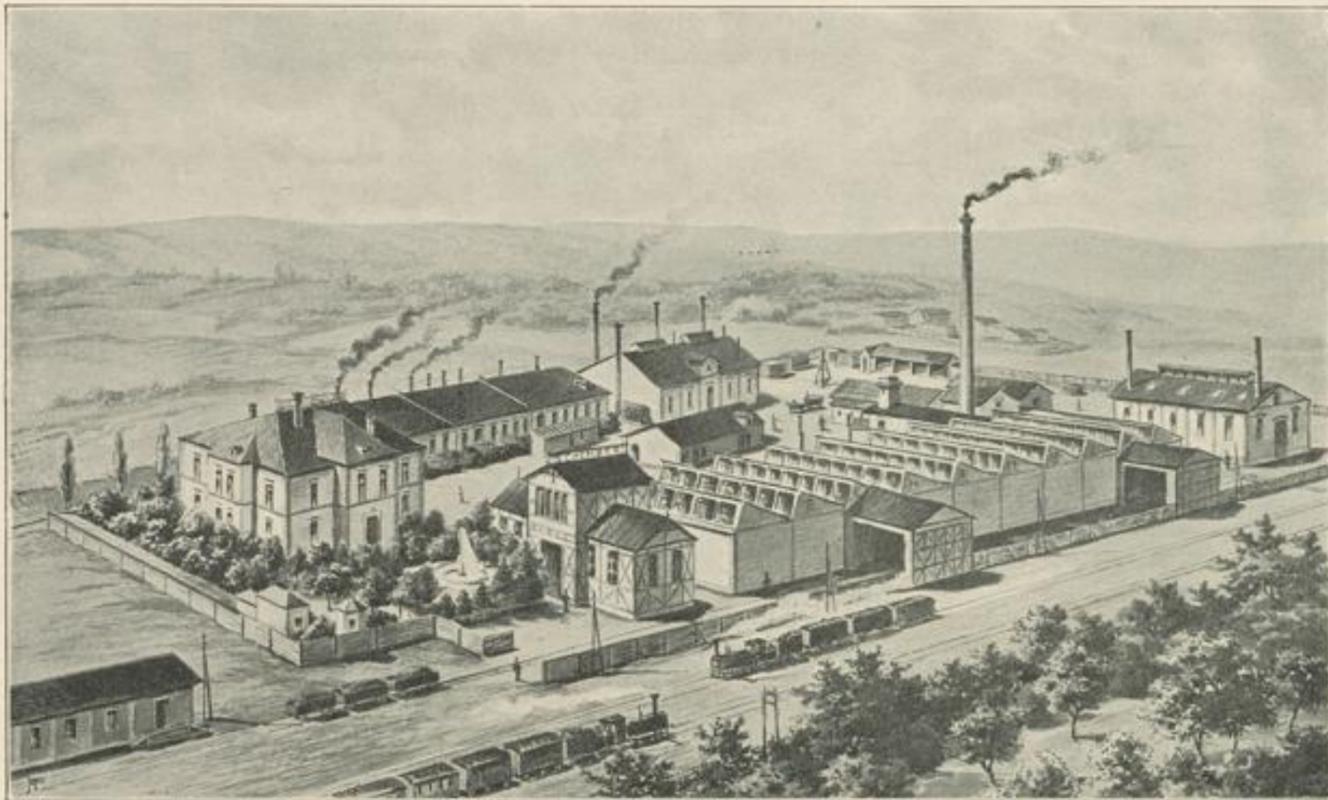
Durch zahlreiche Erfindungen und Neuerungen, die von ihr selbst ausgegangen sind, durch die Erwerbung und Benützung von neuen technischen Productionsweisen hat die Fabrik nicht nur ihre Leistungsfähigkeit erhöht, sondern auch ihr Absatzgebiet selbst über die Grenzen der Monarchie erweitert. Auch an äusseren Ehren fehlte es der Unternehmung nicht. Josef Florenz ist heute k. u. k. Hoflieferant, Lieferant des k. k. Hauptmünzamtes und zahlreicher anderen staatlichen und öffentlichen Anstalten. Fast sämtliche Apotheken der Monarchie, voran die k. k. Hofapotheke, sind mit Florenz'schen Waagen ausgestattet, in den grossen öffentlichen Banken und Credit-Instituten, in allen privaten Bank- und Wechselhäusern stehen sie in Verwendung und werden als die präzisesten anerkannt. Die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes durch Se. k. u. k. apostolische Majestät bildet die erste und höchste Anerkennung für das Unternehmen, 66 goldene und silberne Ausstellungsmedaillen, darunter sämtliche Weltausstellungsmedaillen, sind gleichfalls ehrenvolle Auszeichnungen von besonderem Werthe. Die Welt- und Industrieausstellungen von London 1862, Wien 1866, Paris 1867, Wien 1873, Philadelphia 1876, Paris 1878, Melbourne, Adelaide etc. sind ebensoviele Stufen der Entwicklung und Ausbreitung des commerziellen Absatzgebietes der Fabrik. Den Florenz'schen Producten wurde ferner die Medaille für Kunstgewerbe von Sr. Majestät dem Könige von Schweden und der silberne Ehrenpreis des k. k. Handelsministeriums verliehen. Auch die übrigen zahllosen Anerkennungen bilden den deutlichen Beweis für die Vorzüge dieser Fabrikate.

Es ist unmöglich, alle Erzeugnisse der Firma aufzuzählen, ohne eintönig zu werden. Als besondere Specialitäten führen wir an: die kleinsten Handwaagen, Gold-, Silber-, Apotheker-, Tarir- und Analysenwaagen. Ausserdem alle Gattungen von Balance-, Schalen-, Decimal- und Centimalwaagen, sowie auch Centimal-Brückenwaagen mit Scala, Laufgewicht und Registrirapparat.

Das Fabriksgebäude befindet sich, sehr günstig situirt, in Wien, II., Untere Augartenstrasse 21; die Hauptniederlage, bisher I., Franz Josefsquai 3, ist jetzt I., Rothenthurmstrasse 26, Ecke der Adlergasse gelegen.

Als ein besonderer, die Leitung der Fabrik charakterisirender Umstand verdient erwähnt zu werden, dass unter den zahlreichen Bediensteten der Firma sich 12 Arbeiter befinden, welche heute bereits auf eine fünfunddreissigjährige Dienstzeit zurückblicken und anlässlich ihrer Jubiläen durch reichliche Spenden der Firma und durch Medaillen vonseiten des Niederösterreichischen Gewerbevereines geehrt wurden.

Ohne Rast schreitet aber auch in der neuesten Zeit das Haus vorwärts. Es hat sich an der Jubiläumsausstellung in Wien betheiligt, es rüstet zum Wettbewerb der Weltausstellung Paris 1900 und ist erst jüngst in seiner Organisation verbessert und unter eine neue Leitung gestellt worden, deren Wirksamkeit sich bereits durch technisch und finanziell vorzügliche Erfolge anerkennenswerth bemerkbar macht. So verjüngt sich dieses Unternehmen immer wieder, auch jetzt nach hundertdreissigjährigem Bestande, und wird wohl im kommenden Jahrhundert seine traditionelle Tüchtigkeit und Bedeutung ebenso kraftvoll bewahren.



I. Fabrik in Atzgersdorf.

## C. SCHEMBER & SÖHNE

K. UND K. HOF-BRÜCKENWAAGEN- UND MASCHINENFABRIKANTEN  
WIEN — ATZGERSDORF.



it der ersten Locomotiv-Eisenbahn beginnt für alle Länder eine neue Epoche des Verkehrs- und Wirtschaftslebens. Den Eintritt derselben bezeichnete in Oesterreich der Bau der Eisenbahnlinie Wien—Lundenburg der heutigen k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Auch den Gründer der Firma C. Schember & Söhne, Herrn Conrad Schember, brachte die Locomotive nach Oesterreich, woselbst er sich, vom Glücke begünstigt, seine zweite Heimat begründete.

Herr Conrad Schember hatte den Locomotivbau und den Eisenbahndienst in dem weltberühmten Etablissement John Cockerill in Serraing erlernt, als er sich im Jahre 1836 entschloss, als Locomotivführer in den Dienst der Kaiser Ferdinands-Nordbahn zu treten, in welcher Stellung damals ausschliesslich Engländer Verwendung fanden. Man darf Herrn Conrad Schember sohin wohl zu den ersten Locomotivführern Oesterreichs zählen.

Nach siebenjähriger Verwendung in diesem Fache wurde Herr Conrad Schember Oberwerkführer sämtlicher Werkstätten der k. k. Staatsbahnen in Pardubitz, dann in Böhm.-Trübau und Prag, als welcher er sich durch weitere 7 Jahre zur vollsten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörden bewährte.

Nach zurückgelegter vierzehnjähriger Dienstzeit verliess Herr Conrad Schember den Eisenbahndienst und associirte sich mit dem Brückenwaagen-Fabrikanten Herrn Louis Simon, welches Verhältnis er jedoch nach 1 1/2 Jahren löste, um im Jahre 1852 selbständig eine Maschinenwerkstätte, die lediglich zur Erzeugung von Brückenwaagen bestimmt war, zu errichten.

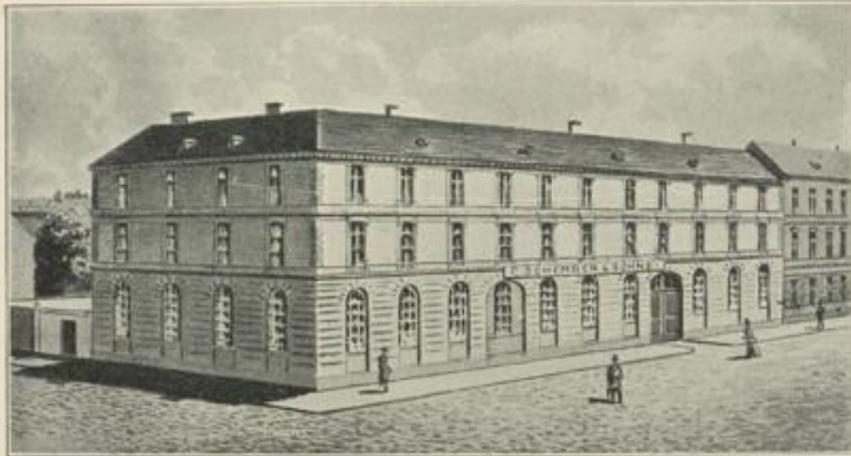
Die Gehalte, welche Herr Conrad Schember in seinen früheren Stellungen im Staatsdienste bezog, hatten ihm begreiflicherweise die Zurücklegung eines grösseren Capitals nicht ermöglicht; er war deshalb gezwungen, sein Geschäft mit den bescheidensten Mitteln zu beginnen und durch eigene rastlose Thätigkeit zu ersetzen, was ihm an Capital abgieng. Das Unternehmen wurde mit einem Hilfspersonale von drei Arbeitern in der vormaligen Jägerzeile, jetzt Praterstrasse, in dem seither bereits umgebauten Hause Nr. 38 begonnen. (Abbildung II.)



II. Werkstätte (Jägerzeile Nr. 38) 1852.

Den rastlosen, von seinen drei Söhnen eifrigst geförderten Bemühungen des strebsamen Gewerbsmannes gelang es, für das Geschäft bereits nach zehnjährigem Bestande eine ganz wesentlich vergrösserte Werkstätte,

Kleine Stadtgutgasse Nr. 3, das erste eigene Heim des Unternehmens, zu erwerben. (Abbildung III.)



III. Werkstätte (Kleine Stadtgutgasse Nr. 3) 1862.

Herr Conrad Schember beteiligte sich schon in den Sechzigerjahren an Ausstellungen in hervorragender Weise und wurde in Hinblick auf seine Leistungen auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone huldvollst ausgezeichnet.

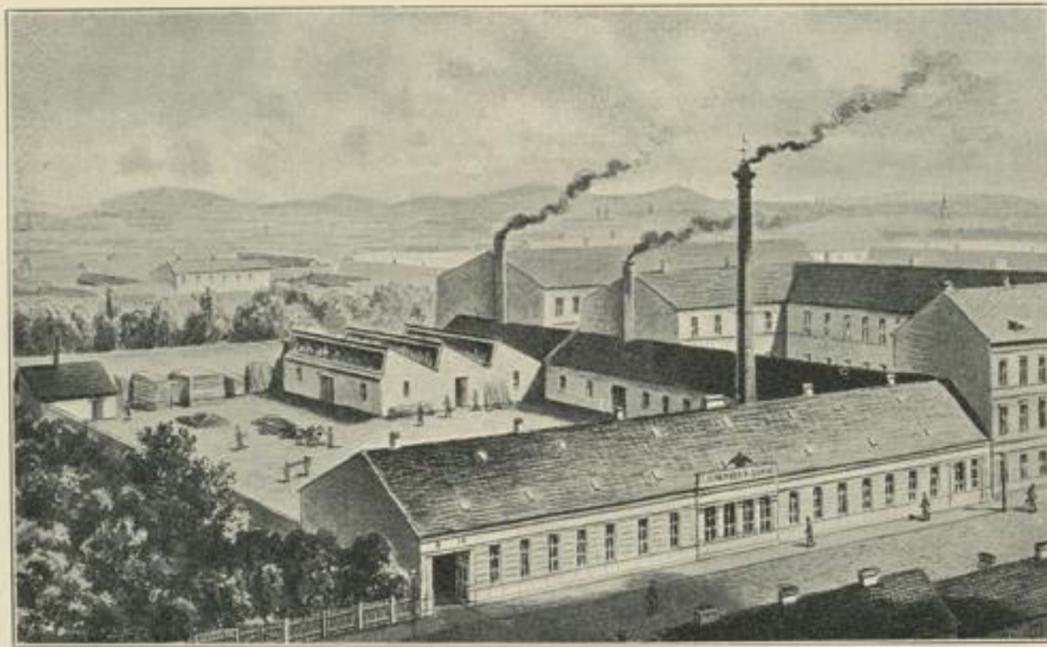
Nach weiteren zehn Jahren finden wir das Unternehmen im III. Wiener Gemeindebezirke, Untere Weissgärberstrasse Nr. 8 und 10, in

einem den Anforderungen der modernen Technik entsprechenden, für Dampftrieb eingerichteten Etablissement. (Abbildung IV.) Nach Aufnahme der Söhne als öffentliche Gesellschafter lautet die Firma: C. Schember & Söhne.

Nun begann eine für die Ausgestaltung des Unternehmens wichtige Epoche. Die wesentlich erweiterten Werkstätten und die Verwendung von Specialhilfsmaschinen ermöglichten es nunmehr, sich mit der Erzeugung von Brückenwaagen von besonderer Grösse und Tragfähigkeit zu befassen.

Die Firma liess daneben aber auch die Erzeugung von kleinen Präcisions- und Handwaagen nicht aus dem Auge, und so finden wir bereits im Jahre 1875 in der mehrgenannten Fabrik eine mechanische Werkstätte für die Erzeugung von Präcisions-Instrumenten, welche sich sowohl in Bezug auf äusserst präzise Ausführung, als auch saubere und geschmackvolle Ausstattung als solche ersten Ranges bewährten.

Wie sehr die Firma damals schon, vor mehr als zwanzig Jahren, bemüht war, durch Verbesserungen und Neuerungen diesen Industriezweig auf eine immer höhere und den gesteigerten Anforderungen entsprechende Stufe zu bringen, beweist die Thatsache, dass sie zu jener Zeit bereits 14 Patente besass; seither ist deren Anzahl auf das Dreifache gestiegen.



IV. Fabrik (Untere Weissgärberstrasse Nr. 8) 1872.

In jene Zeit fallen auch zwei Erfindungen, die in allen eisenbahntechnischen Kreisen des Continents berechtigtes Aufsehen hervorriefen. Es waren dies die Locomotiv-Brückenwaagen mit einer Central-Auslösung und eine noch bei weitem wichtigere Neuerung, die Waggon-Brückenwaage ohne Geleiseunterbrechung.

Die Locomotivwaage hat den Zweck, die Belastung eines jeden einzelnen Rades zu ermitteln und hervortretende Gewichtsunterschiede zwischen den auf die einzelnen Achsen wirkenden Belastungen durch das Anziehen oder Nachlassen der Federn auszugleichen, um auf diese Weise einen gleichmässigen und ruhigen Gang der Locomotive zu erzielen. Hiedurch wird dieselbe auch bei scharfen Curven vor Entgleisungen möglichst bewahrt.

Demgemäss muss für jedes Rad eine separate Waage vorhanden sein; die Anzahl dieser Waagen hängt von der Construction, beziehungsweise Type der Locomotiven ab, je nachdem, ob dieselben drei-, vier- oder fünfschsig sind. Bei der Locomotivwaage der Firma Schember bewirkt die gleiche Höhenlage der einzelnen Brückenfelder zu einander mittelst der Central-Auslösung ein gleichzeitiges und gleichmässiges Functioniren, so dass die einzelnen Achsschenkel eine nahezu vollkommen wasserrechte Ebene bilden, was für die richtige Vertheilung der einzelnen Raddrücke (die Federn) von entscheidender Wesenheit ist. Welcher Beliebtheit sich die Locomotivwaagen der Firma Schember erfreuen, ergibt sich aus der Thatsache, dass die Firma seit ihrem Bestande folgende ansehnliche Lieferungen auszuführen hatte: Den k. k. Staatsbahn-Directionen drei Stück auf je 100.000 kg Wägefähigkeit, bestimmt für die Werkstätten Linz, Gmünd und Neu-Sandec; der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft drei Stück auf je 100.000 kg Wägefähigkeit, für die Werkstätten Wien, Innsbruck und Stuhlweissenburg; der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn ein Stück auf 100.000 kg Wägefähigkeit für die Werkstätte Floridsdorf; der k. k. priv. österr. Nordwestbahn ein Stück auf 72.000 kg Wägefähigkeit für die Werkstätte Nimburg; der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft ein Stück auf 100.000 kg Wägefähigkeit für die Werkstätte Wien; der k. k. priv. böhm. Nordbahn ein Stück auf 72.000 kg Wägefähigkeit für die Werkstätte Böhm.-Leipa; den königl. ungar. Staatsbahnen vier Stück auf je 100.000 kg Wägefähigkeit, von denen zwei Stück für die Werkstätten in Budapest und je eine für die Werkstätten in S.-A.-Ujhely und Klausenburg entfallen; endlich der Odessaer Eisenbahn ein Stück auf 72.000 kg Wägefähigkeit für die Werkstätte Odessa.

Den durchschlagendsten Erfolg erzielte das Unternehmen indessen mit seiner Waggon-Brückenwaage ohne Geleiseunterbrechung. Diese Construction unterscheidet sich von der vordem allgemein üblichen mit unterbrochenem Geleise dadurch, dass hiebei das kostspielige und bisweilen wegen Terrainschwierigkeiten unausführbare Nebengeleise erspart wird, dieselbe vielmehr in jedes Hauptgeleise eingeschaltet und mit allen Fahrbetriebsmitteln, mit Last- oder Eilzügen, in beliebiger Geschwindigkeit, befahren werden kann. Die Construction dieser Waage liegt zwischen dem Geleise; demnach ist der Gesamtmechanismus von der Geleiseanlage vollkommen getrennt und unabhängig. Die Geleisewaage der Firma C. Schember & Söhne entspricht in jeder Hinsicht den bahnpolizeilichen Bedingungen in Bezug auf die Sicherheit des Betriebes vollkommen.

Diese wesentlichen Vortheile der neuen Construction veranlassten ihre Einführung nicht allein bei allen Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie, bei welchen sie heute als Normaltype gilt; auch in allen anderen europäischen Staaten ist diese Waagentype ausschliesslich durchgedrungen, so dass sich die Schember'schen Locomotiv- und Waggon-Geleise-Waagen eines internationalen Rufes erfreuen.

Aber auch andere, von der Firma eingeführte Neuerungen, wie ihr Laufgewichts-System mit Registrir-Einrichtung, ihre automatischen Waagen, ihre Präcisions-Instrumente für Laboratorien, Spinnereien, Webereien, Papierfabriken, Eisenwerke und Maschinenfabriken, namentlich aber die neuartigen Goldwaagen zum Verwägen von Goldbarren und Goldmünzen, welche in der österreichisch-ungarischen Bank in Wien und Budapest eingeführt sind, erfreuen sich verdienter Beachtung.

Die Firma C. Schember & Söhne ist wohl die einzige Specialfabrik des Continents, welche Waagen aller Grössen von der kleinsten und zartesten Präcisionswaage bis zur Locomotivwaage schwersten Calibers erzeugt. Der Ruf der Schember'schen Fabrikate beschränkt sich nicht auf die Grenzen der Monarchie, vielmehr finden dieselben in allen Nachbarstaaten ein reiches Absatzgebiet. In Würdigung ihrer Verdienste und Leistungsfähigkeit wurde die Firma durch den Titel «k. u. k. Hoflieferanten» ausgezeichnet. Auch von Seiner Majestät dem Könige von Serbien wurde der Firma die Berechtigung, sich des Titels «kgl. serbische Hoflieferanten» zu bedienen, zuerkannt.

Einem Wunsche der königl. ungarischen Regierung Rechnung tragend, wurde seitens der Firma im Jahre 1878 in Budapest eine vollständig unabhängige Schwesterfabrik in der Rottenbillergasse Nr. 12 und 14 errichtet, welche gleich dem Wiener Stammhause mit Dampfmaschinen und Specialmaschinen ausgestattet wurde. Dank des rastlosen Bestrebens der Firma und der Förderung vonseiten ihrer zahlreichen und bedeutenden Committenten nahm der Absatz ihrer Fabrikate einen solchen Aufschwung, dass sowohl das Wiener, wie auch das Budapester Haus sich genöthigt sahen, ihre Etablissements durch solche von wesentlich grösserem Umfange zu ersetzen.

So übersiedelte die Firma 1888 in ein 15.000 m<sup>2</sup> umfassendes Fabriksgebäude in Atzgersdorf bei Wien. (Abbildung I.) Drei Jahre später wurde für die Budapester Fabrik ein Neubau (VI., Hungariastrasse Nr. 83) ausgeführt.

In den Jahren 1888 und 1890 war die Firma C. Schember & Söhne bei den von dem Niederöstr. Gewerbevereine und der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft veranstalteten Ausstellungen in Wien in ihren eigenen stilvoll gebauten Pavillons, welche die Aufmerksamkeit der Besucher in hohem Maasse auf sich lenkten, hervorragend vertreten.

Die Entwicklung des Unternehmens hatte trotz der Verwendung von Dampfkraft und Hilfsmaschinen eine rasche Vermehrung der Arbeiterzahl in den beiden Niederlassungen Atzgersdorf und Budapest zur Folge. Die Firma beschäftigt jetzt 350 Arbeiter, eine mit Rücksicht auf die Specialfabrication gewiss sehr ansehnliche Anzahl, die von keiner Concurrenzfirma des Continents auch nur annähernd erreicht wird.

In Anerkennung seines industriellen Wirkens wurde der Chef und Begründer der Firma, Herr Conrad Schember, von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. neuerlich durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet.

Besondere Erwähnung verdient schliesslich die Anlage und Ausstattung der beiden Niederlagen der Firma C. Schember & Söhne in Wien, I., Akademiestrasse Nr. 4, und Budapest, VI., Andrassystrasse 15, welche ein glänzendes Bild der Bedeutung und Vielseitigkeit ihrer Production bieten.

# CARL SUCHY & SÖHNE

K. U. K. HOFLIEFERANTEN

K. K. LANDESBEF. UHRENFABRIKANTEN

WIEN.



Das Ansehen, welches gegenwärtig die Uhrenfabriksfirma Carl Suchy & Söhne innerhalb der von ihr gepflegten Branche genießt, verdankt dieselbe in gleicher Weise der verdienstvollen Wirksamkeit ihres Begründers, Carl Suchy, wie dem Streben seiner Nachfolger, den einmal erworbenen Ruf durch Festhalten an den überkommenen Traditionen zu bewahren.

Carl Suchy war zu Prag im Jahre 1794 geboren. Er hatte das Glück, in Franz Lehner, einem ausgezeichneten Uhrmacher aus dem Egerlande, welcher namentlich durch die Erzeugung vortrefflicher Stockuhren bekannt war, einen bewährten Meister zu finden, und wurde von diesem gründlich im Handwerke unterwiesen. Nachdem er am 15. November 1812 den Freibrief erhalten hatte, zog Carl Suchy, um seine Erfahrungen zu erweitern, in die Fremde und war durch sieben Jahre in München und anderen Städten Baierns, vorübergehend auch wieder in Prag als Gehilfe thätig. Nach Abschluss seiner Wanderzeit, im 26. Lebensjahre, begründete er mit recht bescheidenen Mitteln ein selbständiges Geschäft.

Der Erfolg war Suchy gleich von Beginn an günstig und unterstützte ihn in seinem redlichen Bemühen, die ursprünglich unansehnliche Werkstätte zu grösserer Bedeutung zu bringen. Schon nach wenigen Jahren hatte Suchy so viel Ersparnisse zur Seite gelegt, dass es ihm 1838 möglich war, ein eigenes Haus auf einem der schönsten Punkte Prags, Ecke der Obstgasse und des Wenzelsplatzes, zu erwerben und daselbst einen schönen Laden seinem Geschäfte zu widmen. Dieses nahm von jetzt ab einen besonders lebhaften Aufschwung.

Um das Jahr 1844 fieng Carl Suchy an, Stockuhren selbst zu verfertigen, und es gelang ihm, diese Fabrication derart zu erweitern, dass er im Jahre 1850 bereits über 35 Gehilfen beschäftigte. Gleichzeitig mit den Stockuhren begann er auch Pendeluhren herzustellen, welche sich heute noch eines verdienten guten Rufes erfreuen. Die Chronik meldet von der Gewissenhaftigkeit und Strenge, mit welcher der Meister in seiner Werkstätte waltete, und wie genau er auf die Güte der aus derselben hervorgehenden Erzeugnisse sah. Jedes von einem Gehilfen vollendete Werk musste Suchy zur Prüfung vorgelegt werden, und wenn es ihm nicht vollkommen gediegen erschien, wurde es unnachsichtlich dem Amboss überantwortet. Nur die tadellosen Stücke erhielten den Firmenstempel eingeprägt, der sie überall auf das beste einführte.

Schon nach kurzer Zeit sah Carl Suchy seine Thätigkeit durch officiële Anerkennung belohnt. Es wurde ihm in Würdigung seiner erprobten Fähigkeit der Titel eines k. k. landesbef. Uhrenfabrikanten zu Theil, und bald darauf folgte die Verleihung des Hoflieferantentitels; auch auf Ausstellungen fand Carl Suchy schon frühzeitig vielfache Beachtung.

Aber nicht allein in technischer Richtung war Carl Suchy hervorragend wirksam, auch was die commerciële Führung des Geschäftes anbelangt, stand derselbe auf der Höhe seiner Zeit. Der grössere Absatz von Uhren war bei den damaligen primitiven Verkehrs- und Handelsverhältnissen ein ungemein schwieriger; deshalb bezog Suchy alljährlich die Leipziger Messe, wo er für seine Erzeugnisse Abnehmer fand und hinwiederum Pariser Sturzuhren an sich brachte, welche im Handel stark begehrt wurden.

Für seine vier Söhne wählte Carl Suchy das von ihm gepflegte Handwerk zum Beruf, und es gelang ihm, für dieselben einen vortrefflichen Lehrmeister ausfindig zu machen. Es war dies Josef Kosek, dessen Name in der Geschichte der hochberühmten böhmischen Uhrmacherei einen ehrenvollen Platz einnimmt. Nach Absolvierung philosophischer Studien ursprünglich zum geistlichen Beruf bestimmt, hatte ihn seine Vorliebe für die Kunst, sein Talent für mathematische und technische Fächer aus dem Kloster getrieben, und das Glück führte ihn zu dem genialen Mechaniker J. Božek, mit dem er gemeinsam die höhere Uhrmacherkunst pflegte und damit so ausgezeichnete Erfolge erzielte, dass er zum Uhrmacher der Prager Sternwarte ernannt wurde.

Dieser tüchtige Meister führte alle vier Söhne Carl Suchy's, Carl, Hans, Anton und Emanuel, in das Handwerk ein.

Gleich ihrem Vater zogen die beiden ältesten Söhne im Jahre 1845 nach beendeter Lehrzeit zur weiteren Vervollkommnung in die Fremde, und zwar suchten sie die hervorragendsten Etablissements der Schweiz auf, in welchem Lande die Uhrenfabrication schon damals eine hohe Blüthe erreicht hatte. Nach ihrer Rückkehr traten sie im Jahre 1849 in das Geschäft des Vaters ein, und von da ab lautete die Firma Carl Suchy & Söhne. In der Folge verliess der älteste Sohn, Carl Suchy, das väterliche Geschäft wieder, um in der Schweiz seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen. Er begründete 1853 in Chaux-de-Fonds eine Fabrik für Taschenuhren, die schon nach kurzer Zeit eine derartige Leistungsfähigkeit erlangte, dass sie nicht allein das Stammgeschäft mit Taschenuhren versorgte, sondern sich selbst in England Absatzquellen verschaffte. Auch der zweite Sohn, Hans, ward der Begründer einer Zweigniederlassung, indem er sich 1863 zu Wien in der Rothenthurmstrasse etablirte. Alle drei Geschäfte führten die gleiche Firma: Carl Suchy & Söhne, und mit vereinten Kräften arbeiteten dieselben an der Aufrechthaltung und Festigung ihres Renommées.

Carl Suchy war es bis zum Jahre 1866 vergönnt, sich an seinen Erfolgen zu freuen, er hatte es miterlebt, wie sich die Wirksamkeit seiner anfangs bescheidenen Werkstätte in der Monarchie verzweigt und sogar in das Ausland ausgedehnt hatte; im Alter von 72 Jahren schied er aus dem Leben. Nach seinem Tode trat der jüngste Sohn, Emanuel Suchy, in das Prager Geschäft ein, nachdem der dritte Sohn, Anton, schon zuvor daselbst thätig gewesen war.

Gegenwärtig ist von den vier Söhnen Carl Suchy's kein einziger mehr am Leben. Das Prager Geschäft besteht zwar noch immer unter der gleichen Firma und erfreut sich des besten Rufes, aber sein Besitz ist in fremde Hände übergegangen. Bloss die Wiener Niederlassung in der Rothenthurmstrasse Nr. 6 steht nunmehr noch im Eigenthum der Nachkommen Carl Suchy's. Dessen derzeitige Inhaberin ist Frau Therese Suchy, die Witwe Hans Suchy's, welcher den Grundstein zu der Wiener Firma gelegt hatte. Ihr zur Seite steht als Geschäftsleiter ihr Sohn Alfred Suchy. Die stetige Bewahrung der alten soliden Principien des Hauses sichern demselben das Vertrauen und den Zuspruch aller Schichten der Gesellschaft, der hohen Aristokratie, sowie auch des Bürgerstandes.

